

Jean Jaques Koller (1757-1841), Zürcher Ratsprokurator, in seinen Briefen, Tagebüchern und Reiseimpressionen 1778-1792 [Fortsetzung]

Autor(en): **Wetzel-Richli, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **114 (1994)**

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jean Jaques Koller (1757–1841),
Zürcher Ratsprokurator, in seinen Briefen,
Tagebüchern und Reiseimpressionen
1778–1792

Nacherzählt und umschrieben von Erwin Wetzel-Richli

Bücher 3 und 4
(Fortsetzung von *Zürcher Taschenbuch* 1993)

Drittes Buch

Leben und Studium in Rom

Noch immer litt Jean Jaques unter den ungerechten Anschuldigungen. Von Zeit zu Zeit las er die letzten Briefe mit Bitterkeit nochmals durch.

Schon zweimal nahm er einen Anlauf zu schreiben, so am 21. Dezember, sowie sechs Tage später noch einmal. Aber erst am 30. Dezember, also nach einem ganzen Monat, raffte er sich auf, einige Zeilen an Lisette zu schreiben. Er beschrieb seine Ankunft hier in Rom und ging bewusst nicht mehr auf die leidige Geschichte ein, aber er gestand, wie innig er einen Brief von ihr erwarte: «Eine Antwort, die das Feuer der Begierde wieder anfachen müsste...» Eigentlich wisse er gar nicht recht was schreiben, wegen der Vielfalt der Dinge in dieser grossen Stadt. Das Wichtigste jetzt sei das Studium: «Ich besuche täglich die Bibliothek der Minerva und die Akademie. Alles was bisher für mich studieren hiess, wie das Gymnasium zu Zürich oder die Zeit in der welschen Schweiz, ist nichts im Vergleich zu dem hier. Noch steh ich am Anfang, und es wird noch viel Wasser den Tiber hinunter fliessen, bis ich mein Advokatenpatent im Sack hab...»

Während den ersten acht Tagen in Rom musste er mit einem elenden Quartier vorliebnehmen. Freunde und ganz besonders Mons. Sablez, Künstler und Sohn des Malers von Lausanne, waren dem Zürcher behilflich, ein passendes Appartement zu finden.

Alla Contrada dell Spirito Santo, im Quartier des Kapitols, bezog er eine recht vornehme Wohnung. Die Lage war vortrefflich, 20 Schritte weg von der Säule Trajans und dem Campo Viccinium, wo sich die zahlreichen Ueberbleibsel des antiken Roms befanden. Aber am wichtigsten war die Nähe der Minerva-Bibliothek.

Sein Appartement bestand aus zwei grossen Zimmern, einem Studier- und einem Schlafzimmer. Alles war schön möbiliert, auf dem Kamin im Schlafräum standen zwei Messingleuchter, an den Fenstern hingen blumte Vorhänge, und die Wände und Türen waren mit hübschen, farbigen Tapeten versehen.

Sein Essen konnte er, wenn er wollte, durch einen Traiteur auf sein Zimmer bringen lassen. Für drei Gerichte bezahlte Jean Jaques einen «Carlin», und wenn er auf der Akademie speiste, dann kostete dort das Mittag- und das Nachtessen mit vier Gängen und Nachtschisch eine «Babette». Das Appartement kostete ihn pro Monat einen «Zechin» (Golddukaten); inbegriffen in diesem Preis waren Dienste seiner Vermieter, wie Essen holen, Feuer anmachen etc. Der Zürcher nannte sich selbst einen «Bonvivant», doch er lebte immer noch bescheiden gemessen am jungen Sablez, der am Corso, der vornehmsten Strasse von Rom lebte, wo sich auch die ganze übrige «französische Clique» befand.

Eine besondere Sorge machte ihm seine Garderobe, denn er war gezwungen, mehr oder weniger in den gleichen Kleidern herum zu gehen. Dazu meinte Jean Jaques: «Schlechte Kleydung hier ist mit Betteley und Spitzbubeley verbunden. Gute Kleydung ist das Zeichen eines ehrlichen, zahlbaren Mannes und weniger der Gelehrtheyt». Er hoffte, bald den Engländer zu finden, der sein grosses Paket von Lausanne mit seiner Kutsche mitgenommen hatte. Am meisten störte ihn die Tatsache, wenn Freunde oder Advokaten ihn bei Gerichtshöfen und Akademien mit schlechter Kleidung einführen müssten.

Seine Freunde sagten ihm, er sei blass, und sie machten sich Sorgen um den Studiosus. Jean Jaques erzählte diesen von seiner überstandenen Krankheit, und tatsächlich fühle er sich eigentlich noch immer schwach.

Monsieur Sablez junior führte ihn zu einem Haus, in dem ein spezieller spanischer Wein erhitzt und als Stärkungsmittel verabreicht wurde.

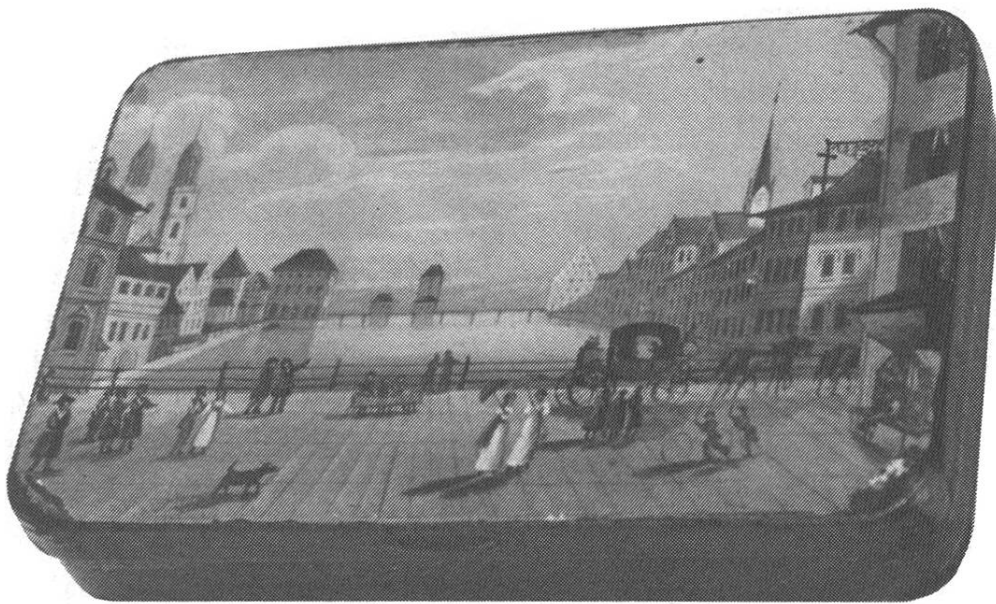


Abbildung 1:
Bemaltes Blechtruckli aus Kollers Haushalt, Zürich um 1785.

Schon nach dem ersten «Zaubertrunk» fühlte sich Koller gestärkt, sodass er auch in den folgenden Tagen die Prozedur wiederholte.

Am Tag vor Weihnacht, der hier «Virgilia» genannt wurde, begab sich Jean Jaques zusammen mit Mons. Sablez in den Tempel Apollinarium, um ein schönes Konzert anzuhören.

In dem prächtigen Raum, der voll besetzt war, spielten die Musikanten eine himmlische Musik, wie Koller sie nannte. Begleitet wurde die Musik durch einen grossen gemischten Chor, der die Geburt Christi besang. Die beiden Schweizer blieben bis zum Ende. Dann begaben sie sich zur Kirche St. Maria Maggiore, eine der ersten, grössten und prächtigsten Kirchen in Rom «und folglich der Welt», schrieb der Zürcher in sein Tagesjournal. Zu dieser Zeit konnte er ja noch nicht wissen, dass noch andere berühmte Gotteshäuser in dieser Stadt stehen, denn von den ca. 230 Kirchen besichtigte er nur wenige.

Von der Pracht der Kirche St. Maria Maggiore, die gerade zur Weihnachtszeit besonders schön hergerichtet war, konnte sich Koller kaum erholen. Vor dem Hauptaltar stand eine grosse Krippe, von der die Sage damals berichtete, Christus selber habe darin gelegen. Sie wurde auch bei Prozessionen zusammen mit anderen Reliquien herumgetragen.

Diese Festtage waren für Jean Jaques sehr lang, denn jeden Tag wurde irgend etwas gefeiert, dabei kam er selten vor ein oder zwei Uhr am Morgen in sein Bett. In dieser Zeit blieb die Bibliothek geschlossen, so genoss er zusammen mit seinen Freunden die freien Tage, entweder in einem Kaffeehaus, wo sie meistens Chocolate mit Crustinen bestellten, manchmal auch Limonade, oder in einem Wirtshaus bei einheimischem Muskateller, Rosoli genannt, der herrlich mundete.

Ein neues Jahr, 1779

Am ersten Tag im neuen Jahr dachte Jean Jaques besonders fest an seine Lieben zu Zürich, wo im Gegensatz zum katholischen Italien das Neujahr ein wichtiger Feiertag war, mit gegenseitigen Visiten usw. Er nahm sein Schreibzeug hervor, nahm einen neuen Kiel und begann den ersten Brief im neuen Jahr:

«Was thut meine Liebe nun heut?» fragte er seine Lisette zu Beginn. «Ich stell im Geiste mir vor, wie Du den Götti, die Bürklis, Lavatern usw. besuchst...»

Später verteidigte er sich nochmals wegen seiner Haltung dem hiesigen Glauben gegenüber. Die Italiener, so schrieb er, fühlen sich hier geborgen und sicher mit Maria und ihren Heiligen, und weiter vertrat Jean Jaques die Meinung, dass diese Religion ihrem Wesen nach gut sei. Auch das Niederknien sei so böse nicht, es wäre eher Demut. Heute beurteile er die Katholiken ganz anders als vorher, aber ohne, dass er dieser Religion nun den Vorzug geben möchte. Dann stellte er an Lisette und Brunner die Frage: «Habt ihr über alles nachgedacht, wie diese Religion entstanden ist, kennt ihr Italien und seine Personen?»

Nach diesem «Religionsunterricht» wendet er sich wieder weltlichen Dingen zu, wie dem Wetter, das für diese Jahreszeit viel zu warm sei, sodass die Pflanzen hier zu blühen beginnen. Dann wechselt er über zur Politik:

«Die Regierung mit dem jetzigen Gouverneur, der nach dem Papst die höchste Magistratsperson ist, musste hart durchgreifen, denn in dieser Stadt herrschte Mord- und Totschlag. Nach seinem Amtsantritt ist kein Tag vergangen, an dem er nicht einige von dem schlimmen Pöbel aufhenken liess. Seither ist alles besser und die Bürger hier nennen es die goldene Zeyt...»

Jean Jaques beschloss diesen Neujahrsbrief mit den besten Wünschen an alle und «viel Trost und Stärke vom Himmel».

Einen besonderen Tag erlebte Koller am 6. Januar am Epiphaniafest (Dreikönigstag) zusammen mit Freunden, die ihn «Philosoph Koller» nannten. Sie waren an diesem Abend ihrer acht und tranken reichlich Muskateller, dazu assen sie «Zimtrosoli», einen delikaten Konfekt. Bei fortgeschrittener Stunde, wählten sie untereinander ihren König, der an diesem Abend das Szepter führen durfte. Dieser wählte dann unter den übrigen seine Minister und erteilte diesen lustige Aufträge. Jean Jaques wurde zum «Grandbouffon», oder ersten Hofnarr ernannt, den er aber nur schlecht spielte, doch das Fest ward lustig und dauerte bis weit in die Nacht hinein, wo sich die Freunde trennten, fröhlich, aber mit schweren Köpfen.

Endlich erhielt er einen lang ersehnten Brief von seiner Braut. «Du liebst deinen Koller noch!» rief Jean Jaques freudig aus, am liebsten wäre er in ihre Arme geflogen, so leicht und erlöst fühlte er sich beim Lesen.

Dem Datum nach liess sich erkennen, dass Lisette just an dem Tag schrieb, als er in einer Kalesche die Hügel von Florenz hinabfuhr, Rom zu. Er stellte sich Lisette vor, wie sie in ihrem hübschen, schwarzen

Kleid, das ihr so gut stand, auf dem Weg zur Kirche ist und wie sie dann am Abend im Kreise ihrer lieben Eltern einen selbst gebackenen Kuchen genießt.

Er konnte nicht anders und schrieb noch am gleichen Abend zurück. Es war der 8. Januar und empfindlich kalt, aber er hatte einen guten Kamin, im Gegensatz zu vielen Römern, die jetzt vielleicht frieren mussten. Während er zu schreiben begann, fing es draussen an zu schneien, der erste Schnee seit über 40 Jahren, wie ihm später seine Hausleute sagten.

Einen Augenblick unterbrach er das Schreiben und blickte träumend auf die lodernden Flammen im Kamin, dabei ertappte er sich mit den unmöglichsten Gedanken, wie z. B. «woher kommt das Feuer?, woher kommt das Holz? usw.». Dann wandte sich der Träumer wieder seinem Brief zu, während draussen die Schneeflocken immer dichter hernieder tanzten.

Er habe auf seiner Reise durch Italien bis Rom hinunter die Feder für niemanden anders als für sie, Brunner und Papa «eingetunkt», notierte er in das Tagesjournal. Weiter wolle er aber noch an Madame Dubois nach Lausanne und an die beiden Pater Barolo und Martinelli schreiben. Letzterer hatte zu Florenz sich liebevoll um den noch schwachen Zürcher gekümmert. «Er hat mich stützend zu einem geschickten Klosterdoctor geführt, der die Aufsicht über die Klosterapotheke hat, eine der schönsten und reichsten der Welt – der Doctor verabreichte mir aus einem Spitzgläschen ein gewisses heilsames Wasser, was mir eine herrliche Schlafnacht verursacht hat».

Eine seltsame Begegnung hatte der Zürcher auf einem Platz, wo gerade Markt war. Während er dem Treiben der Händler und Leute zusah, fiel direkt vor ihm ein armes Weib in Ohnmacht. Sofort kümmerte sich Jean Jaques um die Frau, so gut er konnte, und – gottlob, sie kam bald wieder zu sich. Da trat ein gut gekleideter Herr mit Degen und Perruque auf den Fremden zu und fragte nach dem Geschehen. «Wahrscheinlich ist das Elend an ihrem Schwächezustand schuld», gab Koller zur Antwort. Dann begleiteten die beiden die Frau auf eine nahe Steinbank.

Der gut gekleidete Herr nahm den Zürcher etwas zur Seite und flüsterte: «Wollen sie mir wol erlauben, mit ihnen ein paar Wort allein zu sprechen?» Er nahm Jean Jaques am Arm und führte ihn in eine entferntere Ecke und sagte: «Sie müssen mir versprechen, dass sie mir verzeihen, dass ich sie hierher bemüht habe. Sie glauben vielleicht», fuhr er fort,

«dass ich ein Mann bin, der gut gestellt ist, aber nein mein Herr, sie sehen einen Mann vor sich, dessen Weib und Kinder daheim nach Brot seufzen, ich bin ganz ohne Einkünfte – ».

Koller etwas erstaunt: «Ich danke ihnen ungemein für das Zutrauen, aber damit ist ihnen noch nicht geholfen, gerne würde ich helfen ihrem Haushalt etwas beyzutragen, aber mein Geld, das ich noch hab, benötige ich selbst, es tut mir leid mein Herr». Auch mit wenig sei ihm gedient, entgegnete nun der Andere, und auch viele kleine Münzen geben am Schluss eine grosse Hilfe. «Gut, wenn das so ist, von Herzen gern», sagte Koller, und er holte alle kleinen Münzen aus der Tasche und drückte sie ihm in die Hand. Darauf zog dieser den Spender noch weiter in die Ecke, umfasste seinen Arm, bemächtigte sich der Hand und bedeckte sie mit hundert Küssen.

Zu Hause aber kamen doch Zweifel auf, diese Begegnung wäre vielleicht doch nicht zufällig und das Ganze mit der ohnmächtigen Frau doch nur gespielt gewesen.

Trotzdem lautet sein Journaleintrag: «Das Herz ward mir foh, und ich ging wie ein König vom Platz...»

Dank dem schönen Wetter und einem studierfreien Donnerstag war ein Besuch von St. Peter möglich. Er flanierte durch die von Menschen und Carossen besetzten Strassen, suchte erst mal die Post auf, um einige seiner Briefe aufzugeben. Die St. Peterkuppel glänzte in der Sonne schon von weit her. Nach dem Besuch einiger Freunde machte er sich am Nachmittag auf den Weg, seinem heutigen Ziel entgegen. Hier auf dem St. Peterplatz tummelten sich hunderte von Menschen, Krämer, Soldaten und viele, viele Priester. Koller bestieg zusammen mit Gleichgesinnten die Kuppel und zwar «bis zum Kopf».

Hier oben hatte er die herrlichsten Augenblicke und glaubte, die ganze Welt vor sich zu haben. Sein Blick schweifte über die Dächer der Stadt, gegen 20 Meilen weit, wo seine täuschende Einbildungskraft über die alten Römer bis hin zum Meer reichte. Die anfänglich weisse Sonne wechselte ihr Antlitz zu Gold, des Zürchers Herz hüpfte vor Wollust. Während die goldene Sonne langsam unterging, folgte sein Blick dem Tiberlauf, der trübe war und mit den verdorbenen, ausgearteten Charakteren der Uferbewohner auch seine Klarheit verloren hatte. Jean Jaques richtete nun sein Augenmerk gegen die sanften Hügel, auf denen das alte Rom stand, dabei stellte er sich die Situation vor, wie Romulus durch die Olivenhaine herunter komme, um die heutige Stadt zu besich-

tigen. Noch vieles andere aus der alten Geschichte Roms verwirrte an diesem Abend seinen Kopf.

Auch die Grösse dieser Stadt kam dem Zürcher fast unheimlich vor und er sah nun ein, dass es unmöglich sei, alles zu besichtigen, neben seinem Studieren.

Zwei interessante Besichtigungen sind in seinem Tagebuch vermerkt, da war der Besuch der Peterskirche, wo er einer Zeremonie eines Festes des St. Peterstuhls beiwohnte und sah, wie 12 Palafranieri den Papst, Pius VI., in seiner päpstlichen Tracht auf dem vergoldeten Thron in der Kirche herum trugen. Die ganze Szenerie umgaben 26 Kardinäle sowie die ganze Hof- und Leibschar.

Das zweite war ein Besuch des Palais Farnese mit seinem berühmten «Toro Farnese», der aus einem einzigen Stück Marmor bestand. Daneben waren aber noch viele andere Meisterstücke, wie die berühmte Statue des Herkules, zu bewundern.

Am 24. Januar besuchte er das «Theatro Tor di Nona», eine Art von Volkstheater, jedenfalls war der Eintritt von allen der billigste, ein Parterreplatz kostete nur einen «Carlin».

Anstelle eines Billets, alle waren schon vergeben, verschaffte ihm ein Soldat ein «Luogo», das waren spezielle Plätze, für die kein Billet nötig war.

Leider musste der Zürcher vier «Unflatskerle» vor sich dulden, die die erste Bank gemietet hatten. Eine Spanierin, die mit ihrem Mann auf der zweiten Bank sass, redete dauernd auf den jungen Zürcher ein und erzählte von den spanischen Theatern, wie gut sie dort wären usw.

Das Stück, das geboten wurde, hiess: «Die Befreyung von Jerusalem», es war nach Koller nichts anderes als ein Auszug von «Tasso». Das Römervolk liebte diese Art von Theater, wobei Komödien aber nur während dieser Zeit gespielt werden durften. «Unter den Weibern ist sie höchster Gegenstand des Neides, jede fragt die andere, wie oft sie da gewesen...»

Koller vermerkte weiter, dass der Tag, an dem man in die Komödie ging, der wichtigste war. Wenn der «Putz» gewählt und die Damen angekleidet waren, suchten diese zuerst einige Nachbarinnen auf, um sich zu zeigen. Und die jungen Mädchen lauerten regelrecht auf die Jünglinge, um in das Theater geführt zu werden.

Tage nachher waren auf den Strassen noch die lustigen Verse und Einfälle zu hören, die in der Komödie zum Besten gegeben wurden.

Das «Teatro della Valle» und das «Alberti» waren bekannt für ihre «Buffone», Darbietungen mit schöner Musik und Tänze, die dem Zürcher auch nicht entgingen.

J. J. Koller begegnet dem deutschen Maler und Dichter Friedrich Müller

Es ist bereits Anfang Februar 1779, als Jean Jaques von einem seiner Professoren eingeladen wurde. Leider litt der Rat, Herr von Reiffenstein, gerade an diesem Tag an einem leichten Fieberanfall und hütete das Bett. Trotzdem empfing er seinen Studiosus. Der Herr Rat sprach sich lobend über Kollers Fortschritte aus und sagte ihm einen guten Advokaten voraus.

Sie redeten u. a. auch über Füssli von Zürich, der ein guter Freund von Reiffenstein war.

Während des Gesprächs meldete sich ein neuer Gast an, nämlich Friedrich Müller, der bekannte Maler und Dichter. Mit lebhaften Augen begrüßte dieser den Rat und seinen Gast. Dem Zürcher gefiel dessen freies Wesen sowie die ganze Physiognomie des Dichters. Herr von Reiffenstein entschuldigte sich bei seinen Gästen, sein Zustand verhindere leider längere Gespräche.

Die beiden wünschten ihm gute Besserung und verabschiedeten sich.

Koller und Müller blieben den ganzen restlichen Tag zusammen. Und während sie über die Treppe der «Dreieinigkeit» herabstiegen, sprachen sie über das schöne Land Italien, und Müller meinte: «Ich kann mich nicht begreifen, warum ich so lange in Deutschland mit Schreiben zugebracht habe, jetzt wo ich in diesem herrlichen Land leben und arbeiten darf, wär ich nur schon früher nach Rom gekommen». Dann redeten sie über allerhand, da stach Jean Jaques der «Gwunder» und fragte nach seinem «Siegwart». «Leider muss ich sie da entäuschen, lieber Studiosus», warf Müller ein, «denn nicht ich bin der Autor, sondern der Miller aus Ulm, ich aber komm aus Mannheim». Der Zürcher entschuldigte sich für seinen Wissensmangel und begründete: «Diese falsche Information bekam ich von einem Herr Trippel aus Schaffhausen, der z. Zt. auch in Rom lebt».

Müller aber lachte nur und fand es nicht so tragisch – »errare humanum est».

Der Deutsche erzählte weiter aus seinem Leben und bezeichnete sich als einen guten Freund Goethes und Kaysers. «Im Moment hab ich viel unter der Presse», und dann ging er näher auf sein Malen und Schreiben ein, das ihn momentan beschäftige.

Im Palais Farnese, wo die beiden unterdessen anlangten, meinte Müller: «Hier kopiere ich zur Zeit ein Gemälde von Raffael, doch hab ich heut die Malutensilien zu Hause gelassen».

Sie wandelten mit viel Vergnügen durch die herrlichen Gärten des Königs von Neapel, der hier seinen Sommerpalast hat. In zwei Räumen dieses Hauses befanden sich Fresken Raffaels. Dann waren da drei Gemälde, die «Versammlung der Götter, Hochzeit des Cupido mit der Psyche und Galatée».

Müller schlug dem Zürcher vor, das berühmte St. Peter-Museum im Vatikan als nächstes zu besuchen.

In dem päpstlichen Palast stand der «Apollo», dessen Leichtigkeit und Liebreiz stark auf die Betrachter wirkte.

Diesem Kunstwerk zur Seite war Laokoon zu bewundern, der, so die Sage, mit seinen Söhnen in Troja von Schlangen erwürgt wurde. Koller fand es fast unbegreiflich, dass man Schmerz so in Stein darstellen konnte. Während «Kunstmüller» sich noch an den Statuen ergötzte, wandte sich sein Begleiter dem Belvedere zu und freute sich an der «himmlischen Aussicht».

Nach einer Weile trat Müller hinzu, und beide träumten ihren Gedanken nach. Sie trennten sich als Freunde und machten ab, sich bald wieder zu treffen.

Auf dem Rückweg erkundigte sich Jean Jaques zuerst auf der Post und anschliessend auf der Akademie nach einem Brief, welcher möglicherweise unterdessen angekommen sei. Am zweiten Ort hatte er Erfolg, Papa hatte ihm geschrieben. Er war etwas enttäuscht, weil Lisette noch nichts von sich hören liess. Papa schrieb über die momentanen Zustände in Zürich, von seinem Gesundheitszustand usw., Brunner habe ihm, Papa, eine Bemerkung gemacht, er werde seinem Freund erst wieder schreiben, wenn er von dieser Nachricht erhalte.

Dieses Vorgehen schmerzte und beleidigte ihn, denn während den letzten zwei Monaten hatte er mehrmals geschrieben, im Gegensatz zu Lisette und Brunner.

So schrieb Jean Jaques energisch u. a. zurück:

«Ums Himmels Willen! wie viele Briefe habt ihr denn nötig, um eine

Antwort zu geben? Ihr wisst, dass ich die ganz simple Adresse haben will: à J.J. Koller à l'Academie de France, also weder an Sablez noch an die Post, schreibt mir ums Himmels Willen öfter!«.

Auf den Spuren des antiken Rom

Es war mitten in der Karnevalszeit, am 11. Februar 1779, an einem unfreundlichen Regentag, als sich Koller den Spass leistete, am ganz frühen Morgen durch Rom zu schlendern. Alles schien friedlich, und die wenigen Menschen, die ihm auf seinem Weg begegneten, machten müde Gesichter und waren vom Maskentreiben gezeichnet. Er möchte sich etwas später auch an diesem Fest amüsieren, da er während diesen Tagen frei war.

Aber heute wollte Koller dem antiken Rom nachgehen. Auf dem berühmten tarpejischen Felsen kam ein leichtes Gruseln über ihn, denn in der alten Zeit galt dieser Felsen als grausame Richtstätte. Das Volk war damals Partei und zugleich Richter. Die Verurteilten, ob zu recht oder unrecht, wurden nach dem Volksentscheid hier von diesem Felsen herab in die Tiefe zu Tode gestürzt.

Doch war der Ort, wie ihn Jean Jaques vorfand, nur noch eine Ruine, gleich wie z. B. das Colosseum oder das Pantheon.

Beim Capitol, dem nächsten Objekt, fesselten den Zürcher die eherne Statue mit dem Kaiser Mark Aurel, hoch zu Ross. Der Betrachter war mehr vom Pferd als von Aurel begeistert, er liess seinen Blick vom Pferd nicht mehr ab und sprach in Gedanken: «Hurt!, Geh! vergisst du, dass du Leben hast?».

Sozusagen als Garde standen Castor und Pollux mit ihren Pferden auf dem Platz. Ein grossartiges Werk von Michelangelo, geschaffen aus schönstem Marmor.

Neben diesen Zeugen der Vergangenheit interessierten den Zürcher auch die derzeitigen Bewohner des Capitols. So befand sich im Haupttrakt des Gebäudes die Residenz des Senators. Dieser stellte den gesamten römischen Rat und nannte sich «Beschützer des Volkes».

Er war zwar kein Römer, sondern Venezianer, doch sein Onkel, Rezoni, ernannte ihn nach seiner eigenen Papstwahl zum Senator über Rom, so wurde es jedenfalls dem Zürcher erzählt.



Abbildung 2:

Aus «Cartografia degli edificii di Roma», Rom 1779 (Band aus altem Zürcher Familienbesitz in Zentralbibliothek Zürich); Rom zählte damals rund 160'000 Einwohner.

Die Pracht des Senators bestand aus einem Gefolge von sechs vergoldeten Kutschen, wovon eine 8000 spanische Scudi gekostet haben soll. Das waren nach Kollers Umrechnung damals über 48'000 Taler.

Unterdessen kam ein Mitstudent dazu, Mons. Etienne aus der Normandie. Mit ihm besuchte Koller ein weiteres Mal die St. Peterskirche.

Dazu ein Briefausschnitt an seine Braut:

«Wenn ich Dir nur die St. Peterskirche und den päpstlichen Palast mit seinen 12'000 Zimmern beschreiben wollte, hätt ich noch ein Jahr in Rom zu bleiben...»

Der nächste Besuch galt der Basilika «St. Paolo fuori le Mura», fuori deshalb genannt, weil die Kirche eine Meile ausserhalb der Porta St. Paolo liegt.

Auf diesem Platz soll der Ueberlieferung nach der Apostel Paulus seinen Martertod erlitten haben. Noch kurz vorher, so hiess es, sei er mit seinem Mitstreiter, dem Apostel Petrus zusammen an dem Ort gewesen, wo später eine Kapelle errichtet wurde. Dort trennten sich die beiden, jeder seinem Tod entgegengehend.

Eine interessante Kirche war «St. Marie», auch die Himmelsleiter genannt, dem hl. Bernhard geweiht. Dieser hatte während dem Messlesen plötzlich die Vision von der Himmelsleiter gehabt und sah, wie viele Seelen hinauf stiegen.

Noch etwas merkwürdiger war die Geschichte über die Kirche der «drei Brunnen». An dieser Stelle soll der hl. Paul enthauptet worden sein. Gemäss Überlieferung machte der abgeschlagene Kopf des Heiligen drei Sprünge, und die jeweilige Berührung mit dem Boden bewirkte das Wunder der drei Quellen, die zur Zeit Kollers in Form von drei Altären zu sehen waren. Monsieur Etienne, ein frommer Katholik, betete jeweils an jeder der drei Stellen ein «Ave Maria».

Der protestantische Zürcher meinte: «Ach wieviel Reize zum Nachdenken für ein verwöhntes, zerstreutes Herz...»

Den Nachmittag verbrachte Koller mit Signor Antonio, der im gleichen Haus wie er logierte. Es freute den Zürcher, wie dieser ihn mit Signor Giacomo ansprach. Ein Sohn des Prinzipals von Sig. Antonio trat vor einigen Wochen als Novize in das Kloster «Santa Sabina» ein, und diesen wollten sie zusammen besuchen. Aber noch vorher bestaunten sie viele Ruinen aus dem antiken Rom.

Eine war ein grosser Bogen mit Relief, zu einer Seite des Bogens das Basrelief eines Stiers und gegenüberliegend das einer Kuh. Unter der römischen Bevölkerung kursierte zu jener alten Zeit das Sprichwort:

«Fra la vacca è l'toro e nascosto un tesoro» (zwischen der Kuh und Stier ist ein reicher Schatz verborgen.)

Doch niemand fand damals einen Sinn oder gar die Lösung des Spruches, bis ein schlauer Franzos zum grossen Schrecken der Römer das Rätsel löste.

Getarnt als ein Marktschreier schritt er zur Tat, er schlug unter dem Bogen mit den Reliefs seine Boutique auf. Den hinteren Teil verhängte der gewitzte Franzose mit Tüchern, hinter diesen er fleissig zu graben anfang. Und tatsächlich, er fand den Schatz und der «Händler» verschwand wieder so schnell, wie er gekommen war. Zur Zeit Kollers war die leere Grube noch zu sehen.

«Man hatte», sagte Sig. Antonio zu Giacomo, «vor geraumer Zeit, die Epoche weiss ich nicht mehr, alte Bücher mit Angaben über vergrabene Schätze der Alten aus dem Aretio gestohlen.»

Auf ihrem weiteren Weg kamen sie zur Kirche «Sankt Alexis». Eine nicht weniger sonderbare Geschichte wurde auch über dieses Gotteshaus erzählt, nämlich von dem hl. Alexis und dessen wunderbare Prüfung. Eine 1500 Jahre alte Treppe, die noch vorhanden ist, war Zeuge der Geschichte.

Alexis, ein Sohn reicher Eltern, wohnte damals in einem Palast, wo jetzt die Kirche steht. Dem Wunsch seiner Eltern nach sollte er mit einer jungen, reichen Frau vermählt werden, doch dieser fühlte sich mehr zu Gott hingezogen und verweigerte die Heirat. Er floh und lebte die nächsten 20 Jahre in einem Wald als Eremit. Dann kehrte er als frommer Gottesmann nach Rom zurück. Zerlumpt und völlig verändert, lebte er von da weg nur noch von Almosen. Niemand in der Stadt erkannte ihn, nicht einmal seine Eltern, in dessen Haus der fromme «Fremde» um Unterkunft bat. Man gewährte ihm «gnädigst» unter der Treppe vor dem Haus eine vorläufige Bleibe. Hier verhöhnte ihn speziell die Dienerschaft seiner Eltern. Bald darauf wurde er krank, er galt als verrückt. Eines Tages wurde er tot unter der Treppe gefunden, er hielt ein Stück Papier in seiner Faust, die sich aber nicht öffnen liess. Die Eltern wollten das Rätsel lösen, und sie riefen den Papst, der dann betend über dem Verstorbenen kniete. Da löste sich seine Faust, und auf dem Papier stand nichts weiteres als seine wahre Identität. Da erschraaken die betroffenen

Eltern sehr und sahen ihren Fehler ein, dem gottesfürchtigen Sohn ein Weib aufzudrängen, doch es war zu spät.

Seiner wunderbaren Prüfung wegen «kanonisierte» der Papst Alexis, und viel später wurde an dieser Stelle des Palastes eine Kirche zu Ehren Alexis gebaut. Die Treppe aber wurde als ein Reliquie stehen gelassen.

All diese seltsamen Geschichten liessen den Zürcher nicht unbeeindruckt, und er hielt es für wichtig, sie so aufzuschreiben, wie sie ihm geschildert wurden».

Im Kloster «Sta. Sabina» wurden sie von dem Kloostervorsteher herzlich begrüsst. Der Novize führte die Gäste im Kloster herum, sie durften auch seine Zelle besichtigen, die mit Büchern und Heiligenbildern voll war. Der Zürcher fragte schmunzelnd: «Des Abends geht er wol mit seiner Madonna und seinen Schutzengeln ins Bett?».

Alle Anwesenden lachten. Der Abend nahte, der Novize musste sich wieder seinen geistigen Dingen zuwenden. Giacomo und Antonio verabschiedeten sich und kehrten in die Stadt zurück.

Koller über den angehenden Mönch:

«Seine jugentliche Unschuld gibt mir Anlass zu versch. Betrachtungen. Er ist beruhigt, weil seine Zukunft vorgezeichnet ist, man sieht ihm seine Freud an, in einem heiligen Habit zu stehen, so wie ihn die Grossen, ehrwürdigen Männer tragen ...».

Einer der wichtigsten Bekannten des Zürchers war der Rat und Baron von Reiffenstein, der zugleich an der Akademie lehrte. Er war damals schon weit über 60 Jahre alt und beherrschte viele Dinge der Wissenschaft, auch schöne Künste, wie Malerei, Bildhauerei, sowie Geschichte der Antike. Die spanische Königin honorierte sein grosses Wissen mit dem Titel eines Rats, und von verschiedenen anderen Höfen erhielt er Pensionen. Neben Koller profitierten auch viele deutsche und russische «Fremdlinge» von ihm, nicht nur wegen seines Wissens, auch dessen ausgesprochene Menschenliebe kam den Studenten zugute.

Ein anderer war Professor Baccetti, auch ein lieber Lehrer, dem Jean Jaques viel zu verdanken hatte. Dieser hatte einen hellen Verstand und war «in den besten Jahren».

Da war noch ein geschickter Advokat, nämlich ein 30jähriger Abbé, der den Zürcher unterwies. Er trug, wie alle anderen, die in der Wissenschaft tätig waren, immer einen langen schwarzen Mantel mit seidnem Ueberwurf. Dazu bemerkte Koller, dass nebst den geistlichen Herren auch Juristen, Advokaten usw. so gekleidet waren; sie hatten damit

leichten Zutritt am Hofe und Palästen. Am liebsten wäre auch er so aufgetreten, doch leider passten seine zu langen Haare nicht gut unter eine solche Tracht.

Mit dem Abbé, der über das «römische Gouvernement» unterrichtete, konnte Jean Jaques im vornehmsten Gerichtspalast, dem «Montecitorio», einer wichtigen Verhandlung beiwohnen. Zusammen mit dem Abbé besuchte er noch gleichentags den Inquisitionspalast.

Neben all seinen lieben Bekannten figurierte einer, dem er möglichst auswich, es war der junge Sablez aus Lausanne. Zwar hatte dieser auch gute Eigenschaften, wie ein gutes Herz und einen aufs Schöne empfänglichen Geist. Aber sein fataler Ehrgeiz und eine zu grosse Eigenliebe waren der Grund für die Entzweiung. Sablez konnte nicht ohne Ruhm und Lob leben, so hatte er einmal Jean Jaques damit beauftragt, seinem Vater nach Lausanne zu schreiben, wie er hier in Rom als Maler grossen Erfolg habe. Dies aber tat Koller nicht.

In seinem Tagebuch finden sich noch weitere Menschen, die er liebte, wie Mons. Silva, Mons. Etienne, Herr Trippel von Schaffhausen und den Padre Rebaudini, ein junger Priester und Bruder seines Italienischlehrers in Lausanne. Der Zürcher besuchte diesen Priester fast jeden Sonntag um zu plaudern, meistens bei einer delikaten Tasse Chocolate. Von ihm erfuhr Jean Jaques auch die wichtigsten Klosterbräuche.

Selbst seine Hausleute mochte er sehr, der Mann war ein «Palafranieri» des Papstes. Dieser liebte die Genauigkeit und Regeln, er war immer darauf bedacht, dass z. B. in Kollers Kammer alles in bester Ordnung war. In seiner dienstfreien Zeit erledigte er sämtliche Besorgungen, wie Einkaufen von Lebensmitteln usw. Als er einmal bemerkte, dass sein Mieter nachts und am frühen Morgen viel las, liess er eilends ein Lese- und Schreibtischchen an Kollers Bett anbringen.

Aber auch seine Frau war die Güte selbst, sie hielt die Zimmer in Ordnung, putzte die Lampen glänzend, feuerte den Kamin ein usw.

Auch unter seinen Mitstudenten hatte der junge Schweizer eine grosse Anzahl von Freunden, darunter figurierten einige Edelleute, junge Prinzen und Grafen.

Einmal organisierte eine Gruppe von diesen einen Theaterabend, zu dem auch Koller geladen wurde. Die Studenten aus dem clementinischen Collegium führten «Juan de Castro» auf, ein herrliches Stück, wie Jean Jaques nachher fand. Das schönste aber war, alle Geladenen hatten freien Eintritt.

Leider wurde ihm noch während der Aufführung sein Stock sozusagen vor den Augen gestohlen. Der Bestohlene war über den Verlust untröstlich, hatte doch der Stock ihn über Jahre hinweg treu begleitet und schon bei vielen Situationen vorzüglich gedient.

Karneval in Rom 1779

Vorbemerkung des Bearbeiters:

Mit diesem einmaligen, grossen Ereignis befasste sich Koller etwas eingehender.

Das Maskentreiben damals in Rom galt als etwas ganz besonderes und war Schauplatz einer der grössten Volksbelustigungen. Adelige und reiche Leute reisten extra aus aller Herren Länder nach Rom, um das einmalige Schauspiel zu erleben.

Obwohl das Maskentreiben nur während einer kurzen Zeit gestattet war, hatte es doch seinen speziellen Charakter, denn nirgends auf der Welt gab es zu jener Zeit einen so prächtigen Karneval wie hier. Selbst J. W. Goethe schrieb einige Jahre später über das gleiche Ereignis.

In dem Jahr, wo der junge Zürcher in Rom weilte, begann der Karneval am 6. Februar und endete mit dem 16. Februar. Freitags und sonntags war das Fest der Narren verboten und in der übrigen Zeit auch nur bis 5 Uhr nachmittags gestattet, ausser dem Schlussfest.

«Der Carneval zu Rom ist eine Reise von 1000 Meilen wert!»

So betitelte J. J. Koller seine Erlebnisse.

Jeder der acht Festtage wurde jeweils am frühen Nachmittag durch die grosse Glocke des Capitols eingeläutet.

Darauf begannen aus allen Teilen der Stadt das Volk und die Masken langsam dem Corso zuzuwandeln, wo sich das Zentrum der Maskerade befand. Gleichzeitig rückte die Miliz von der Piazza del Popolo aus, begleitet mit schöner Musik.

Der Corso war die breiteste Strasse Roms und an beiden Enden begrenzt, einerseits durch die Piazza del Popolo und anderseits durch die

Piazza Venezia. Entlang des Corsos waren die Paläste und Häuser von den vornehmen, meist adeligen Römern bewohnt, die während dieser Tage ihre Pracht vorwiesen, indem sie kostbare Teppiche von Purpur und Damast, alle goldbestickt, auf ihre Balkone hängten. Wenn dann noch die Sonne ihre Strahlen auf die fürstlichen Stoffe warf, wurde das Volk beim Anblick geblendet. An den Fenstern standen oder sassen die «stolzesten Schönheyten» der Stadt in ihrem prächtigsten Schmuck zwischen Kardinälen und Prinzen. Die Mitte der Strasse blieb dem Volk vorbehalten, während die Kutschen hart den Häusern entlang links und rechts, aber nur immer in einer Richtung fuhren. Kehren war somit nur auf einem der beiden Plätze möglich. So wollte es ein Erlass des Gouverneurs, um Unfälle möglichst zu verhüten. Darüber hinaus sorgte die anwesende Miliz für Ruhe und Ordnung.

Seitlich des Corsos waren extra Erhöhungen aus Quadersteinen aufgestellt, auf denen sich das Volk das Maskentreiben ansehen konnte. «Wer aber klug war», so meinte Koller, «der spaziert am besten durch den Corso, um die ganze Szene mit all den Decorationen der Häuser geniessen zu können».

Das einfache Volk, das sich keine teuren Kleider und Masken leisten konnte, behalf sich auf billigste Art, nämlich Männer in Frauenkleidern oder umgekehrt. Das richtige Geschlecht war dann nur noch an der Grösse der Schuhe zu erkennen. Diese Masken verstanden es vortrefflich, das Volk zum Lachen zu bringen, indem sie sich gegenseitig auf lustige Art verspotteten. Dem Zürcher Zuschauer fiel auf, wie die Italiener im Nachahmen und Verspotten Meister waren.

Eine einfache Verkleidung zeigte sich in der Art von «Hanswurst», an der die Römer einen ungemeinen Geschmack fanden. Auf diese Weise verkleideten sich oft die vornehmen Herren der Gesellschaft, um damit ihren Spass und Spott zu befriedigen. Ihr Kleid bestand aus Zwillich, auf dem Kopf trugen sie eine Narrenkappe, darunter eine Kavaliersperücke. An ihren seidenen Strümpfen und Schals liess sich die wahre Identität erkennen. Sie trugen lustige Wortspiele vor, so diskutierte z. B. eine Gruppe auf philosophische Weise das ABC. Andere sprangen auf die Erhöhung und machten den Zuschauern gegenüber treffende Bemerkungen, «dass man des Lachens bersten musste».

Eine häufige Maskierung war die der Bettler. Diese kamen aber nicht schlecht daher, im Gegenteil, sie trugen samtene Hosen mit seidenen Strümpfen, über die sie schlechtere «überlitzten». Zum Zeichen ihrer

Bettelzunft trugen sie ein Krüglein um ihre Hüften, und in den Hüten lagen Biskuits, die sie unter dem Volk verteilten. Bei den schönen Mädchen machten die «Bettler» den Hof und taten so, als wollten sie ein Almosen, das aber meistens in einen Kuss verwandelt wurde, der dann mit Biskuits belohnt wurde.

Andere Masken trugen Zuckerzeug und kleine Krüge, die mit «Rosoli» gefüllt waren, um damit ebenfalls bei den holden jungen Damen anzukommen.

Eine als Kohlbrenner verkleidete Maske, mit einem abscheulichen Gesicht, verteilte mit seiner schneeweissen Hand kleine Geschenke an die Fräuleins und Kinder.

Häufig anzutreffen waren Tanzmasken mit ihren seidenen Westen und langen Hosen. Auf dem Kopf trugen sie einen mit Federn geschmückten Tänzerhut.

So eine Festivität hatte der biedere Schweizer noch nie erlebt, umso mehr konnte er dieses Treiben geniessen, er flanierte den Corso hinauf und hinab, sah da einen «Türk», dort einen «Polak», dort einen «Husar», «Japaner», «Chinesen» usw. usw.

Die gewöhnlichste unter den vornehmen oder Charaktermasken war die «Bakuta», sie bestand lediglich aus einem langen Mantel aus Taft und einer Mantilie, deren Kappe von hinten über den Kopf gezogen war, die Maske vor dem Gesicht war dagegen ganz weiss.

Dem Zürcher fiel auf, dass die Karossen nie mehr als zweispännig auf und ab fuhren; dies sei so, wurde ihm erklärt, dass in der Stadt allgemein nur zweispännig gefahren werden durfte, dies galt auch für Kardinäle und Prinzen. Nur wer über die Pforten Roms hinaus fahren wollte, durfte mehrspännig kutschieren.

Am Umzug beteiligten sich die verschiedensten Karossen, so sassen z. B. in geschlossenen Wagen meist unmaskierte und bejahrte oder Magistratspersonen. Die offenen waren z. T. als Barken dekoriert. Die reichen Familien benutzten Prunk- und Prozessionswagen.

Diese waren meistens mit mehr als 20 Personen besetzt. Auf einem der Wagen wurde musiziert, andere waren mit Harlekins oder Pakuten besetzt, und auf einem Wagen rührten als Maler verkleidete Masken in grossen Kübeln Farben an.

Die «Intelligenza» war mit «Doctores, Juristen» usw. vertreten. Der Aufzug schien unendlich zu sein.

Es folgten Wagen, auf denen Zelte standen. Zwei «Moorengruppen» mit goldenen Kronen und Gürteln spielten sitzend vor ihrer «Behausung» Musik.

Als den schönsten Wagen bezeichnete Jean Jaques jenen, auf dem die zwei Prinzessinnen Pracciani und Grillo sassen, in kostbaren Gewändern. Sie stellten «türkische Hoheiten» dar. Dem Wagen voraus fuhr einer, der mit lauter «Türken» besetzt war. Auch diese trugen prächtige, lange Röcke und auf dem Kopf einen farbigen Turban, dazu spielten sie schöne Musik.

Weiter folgten Szenen aus 1001 Nacht. Eine Karosse, auf der nochmals «fürstliche Prinzessinnen» sich gegenüber sassen und zu ihren Füßen lagen «Sklavinnen».

Diesem Wagen folgten etwa 20 prächtige «Türkenpaare» zu Fuss, sie trugen goldene Kästchen mit sich, die allerlei Geschenke enthielten. Dieser märchenhafte Aufzug bildete zugleich den Schluss.

Höhepunkt an jedem Karnevalstag bildete ein Pferdewettlauf mit «feurigen Rossen», Barberini genannt.

Dieses Ereignis wurde mit drei Salutschüssen angezeigt, beim letzten Schuss mussten sofort alle Karossen anhalten, und das Volk wich von der Mitte auf die Seiten des Corsos links und rechts. Wenn alles soweit war, gab der Gouverneur, der zugleich als Schiedsrichter und Preisverleiher amtierte, aus seiner Loge an der Piazza Venezia das Zeichen, mit dem er seine roten Reiter als Vormelder auf die Strecke schickte. Diese ritten los, und am gegenüberliegenden Piazza del Popolo sprengten sie mehrere Male um den grossen Obelisk, den seinerzeit Augustus nach der siegreichen Rückkehr aus Aegypten mitgebracht hatte. Darauf kehrten die roten Reiter wieder zurück und meldeten dem Gouverneur die Strecke startbereit.

Jetzt erst brachten Knechte die Pferde auf den Startplatz, hinter das gespannte Seil. Die reiterlosen Tiere schienen zu wissen, was ihnen bevorstand, sie waren nervös, stampften und schäumten, sodass sie durch die starken Knechte zurück gehalten werden mussten. Diesem Ereignis wohnten, laut Koller, täglich über 100'000! Menschen bei, und alle «zitterten» auf den Augenblick des Loslassens, «Smossa» genannt.

Dann endlich kam das Startzeichen, indem der Gouverneur wiederum seine Flagge hochhielt. Beim Niedersenken wurde das Seil blitzartig losgelassen, und die Pferde «schossen» davon.

Es ertönten laute Rufe, wie «Ecco gli! ecco gli!» Jeder Rufer hatte seine Passion für einen Favoriten, dem er den Sieg wünschte. Schreie wie, «ecco la stell d'oro!» oder «ecco l'nobil fiorentino!» galten jeweils einem Lieblingspferd. Kaltblütige Burschen traten vor lauter Eifer aus der gesichterten Position heraus und liessen die «Barberini» bis auf wenige Meter heran galoppieren, erst dann wichen sie zurück. Die Miliz liebte aber diese Art von Mutprobe gar nicht und griff wo nötig ein. Das Ziel des Rennens war wieder die Piazza Venezia, wo die angaloppierenden Pferde durch ein gespanntes Tuch angehalten wurden. Der Erste wurde durch den Gouverneur mit einem kostbaren Teppich belohnt, den er dem Tier persönlich auf dessen Rücken legte. Diese Zeremonie beklatschte das Hurra rufende Volk.

Am liebsten sah Jean Jaques die «Smossa», oder das Loslassen, er schaute es nicht weniger als dreimal an.

Ein Bekannter und Offizier vermittelte dem Zürcher jeweils einen günstigen Platz auf der Tribune, der normalerweise nur für Offiziere reserviert war.

Nach dem Wettlauf verliessen die Miliz und die roten Reiter ihre Posten, die «Barberini» hatten nun auch die wolverdiente Ruhe und wurden in ihre Ställe gebracht.

Es war damals verboten, ausser am letzten Karnevalstag, nach dem Einbruch der Nacht als Maske herumzulaufen.

Der Zürcher hätte sonst nirgendswo einen derartigen Karneval miterleben dürfen, darum war es ihm auch wichtig, alle Kleinigkeiten dieses Festes auf Papier festzuhalten. Über den Pferdewettlauf schrieb er u. a. an Lisette: «Nimm dies alles zusammen, und füll den Corso damit an, eine Strasse, die über eine viertel Stund lang, und für vier Gutschen breit genug ist, so wirst Du gestehen, dass hier das prächtigste Schauspiel sein muss...»

Am letzten Tag vor der Fastenzeit läutete wiederum die grosse Glocke zum Ende des Karnevals. Ein neues, letztes Schauspiel begann, indem sich das Volk bis tief in die Nacht hinein durch den Corso presste, der mit vielen tausend Wachskerzen illuminiert wurde. Die Leute hatten Kerzen auf Stecken, Degen, Hüten usw. In der Hand trugen sie manchmal bis zu 10 Stück, und die Karossen waren mit Wachslichtern übersät. Dadurch entstand eine zauberhafte Stimmung, es ward dabei fast heller als bei Tag.

Die Menge wandelte so den Corso auf und ab und verführte dabei einen grossen Lärm, indem sie das Ende des Karnevals bejammerte. Man rief nach allen guten Speisen, die während der kommenden Fastenzeit verboten wurden. Dieser «Jammerzug» dauerte etwa drei Stunden. Dann begann sich der Umzug langsam aufzulösen, es bildeten sich Paare, und kein Mädchen blieb nun allein, jedes hatte seinen Liebhaber.

Nur die «unruhigsten Köpfe» verweilten noch länger, das heisst bis hinein in den Morgen, auf dem Corso.

Besonders drei «Lustbarkeiten» hielt Koller in guter Erinnerung, nämlich das Theater mit seinen Comödien und die Opera, dann der Pferdewettlauf und natürlich die «Festini» oder Bälle, wo jede Menge Masken auftraten, und zwar Leute vom höchsten Adel bis hinab zum einfachen Bürger. Speziell im «Alberti» bewunderte Jean Jaques die kostbaren Kleider und den echten Goldschmuck der vornehmsten Masken, doch glich alles zugleich einer Niedlichkeit, und es herrschte ein unvergleichlicher Anstand.

Der Zürcher liebte die Musik, das Tanzen und fand es gemütlich, weil sich jeder ganz normal gab, man redete zusammen oder begab sich in die Logen, um etwelche Erfrischungen zu sich zu nehmen.

Ein besonderes «Privilegium» hatte die päpstliche Schweizergarde, denn sie durfte nach einem alten, verbrieften Recht die Karnevalslustbarkeiten noch um einige Tage verlängern, so auch in diesem Jahr.

Zusammen mit einem Strassburger ging Koller zum Finalfest der Gardisten, das in ihrem Quartier zu St. Peter abgehalten wurde. Sein Begleiter, der Strassburger war Cameriere bei dem Prinzen Doria, dessen Familie zu den reichsten und mächtigsten in Rom gehörte. Der Prinz stammte direkt von dem berühmten Andrea Doria ab, der damals der Republik Genua die Freiheit gab.

Das Fest begann im Hof der Gardisten beim Einnachten.

In der Mitte des Hofes war ein grosser Holzstapel aufgerichtet, der unter dem Jubel der Anwesenden angezündet wurde. Eine Gruppe von Musikanten begann zu spielen. Die Gardisten tanzten in ihren «Schlotterhosen» und der alten kriegerischen Tracht mit eingeladenen Mädchen um das lodernde Feuer herum. Nach diesem Einstand begaben sich alle, also auch Koller mit seinem Begleiter, in das Innere des Gebäudes. Der Saal, in dem gegessen und getanzt wurde, war nicht allzu gross, aber hübsch dekoriert. Jean Jaques tanzte nur «deutsch», denn die italienischen Tänze waren für ihn doch etwas zu «wild». Aber er genoss den

Abend sehr. Begeistert war er von einem jungen Italienerpaar, das einen Solotanz zum Besten gab. Um die Solotänzer herum bildeten die übrigen Anwesenden einen Kreis und beklatschten die temperamentvollen jungen Tänzer. Abwechslungsweise wurde auch wieder «deutsch» getanzt. Zwischendurch präsentierten die Gardisten Wein und Konfekt und streuten farbige Konfetti unter das Volk. Jeder Gast legte je nach seinem Stand einen «Grosso», «Paolo», «Babett» oder, die Vornehmen, sogar einen halben Taler in die herumgereichten Teller.

Der Zürcher sah in den Gardisten und Landsleuten eine seltene Höflichkeit, wie er sich das sonst bei Schweizern nicht gewohnt war.

Mit einer in Rom geborenen Konstanzerin tanzte Jean Jaques drei Tänze, es fiel ihm aber auf, wie schlecht hier getanzt wurde, einzig ein Abbé gefiel dem Zürcher, «der mit seinem seydenen Mäntelchen schön und fehlerlos tanzte».

Koller wurde an diesem Abend um eine weitere schöne Erinnerung reicher.

Viertes Buch

Kollers schicksalsvolle Reise nach Neapel und seine Rückkehr in die Schweiz.

Nach Neapel zu reisen hatte sich Jean Jaques wohl vorgenommen, doch sein Aufenthalt dort dauerte wegen einer schicksalhaften Begegnung statt eines Monats praktisch ein ganzes Jahr.

Kurz vor seiner Abreise erhielt er von Lisette einen Brief, worin sie von finanziellen Schwierigkeiten berichtete. Wegen den Fallimenten ihres greisen Papas mache sie sich grosse Sorgen und bittet ihren Verlobten um Hilfe, indem er zurückkehren soll, um eine Bürgschaft zu übernehmen. «Richte Dich nach dem Trieb Deines Herzens», schrieb sie am Schluss des Briefes.

Auf der einen Seite sagte sein Herz: «Ich will zurück, um den Greis zu retten», doch auf der anderen Seite spürte Jean Jaques, dass seine Zeit in der Fremde noch nicht zu Ende war, und er stellte sich einige Fragen,

wie z. B. «Werd ich ihn von seinen Gläubigern befreien können? oh GOTT! – werden diese einen jungen Menschen überhaupt als Bürg- und Bezahler annehmen? würde die Obrigkeit zu Zürich mir sofort eine Stellung als Ratsprokurator verschaffen? wo doch alle über 50 sind...»

Obwohl er sich im römischen Recht bereits sehr gut auskannte, fühlte er sich noch zu unsicher, besonders in den Schweizer Gesetzen fand er für sich grosse Lücken, die er zuerst auffüllen müsste, bevor die Stadt Zürich einen Sessel frei machen würde.

Bei seinem Abschiedsbesuch beim Rat Baron von Reiffenstein hoffte dieser, ihn, Koller bald wieder in Rom zu treffen. «Warte er noch einen Moment», sagte der Rat und setzte sich an seinen grossen Schreibtisch, nahm Papier und einen Kiel und begann zu schreiben. Noch während er schrieb, bat er den Studiosus aus Zürich: «nehmt diesen Brief für mich nach Neapel, er ist für den Abbé Torre in Neapel bestimmt, die Adresse ist anbey». Dann faltete er das Schreiben und versiegelte es.

Reiffenstein wünschte ihm noch eine gute Reise und: «kom er gesund zurück».

Bevor Koller nach Hause lief, fand er sich bei seinem Wechsler ein, um napolitanisches Geld zu beziehen. Anschliessend beglich er die hängigen Schulden beim Koch, Schuster usw.

«Freitag, 26. Hornung 1779, die neunte Stunde der Nacht. Ich bin im Bett und kann nicht schlafen, es ist meine letzte Nacht in Rom – ich verlasse euch, ihr herrlichen Paläste, ihr Gemälde, ihr Statuen, ihr mehr als güldene Denkmäler des alten Roms, um euch wieder zu sehen – ich gehe von Rom, deine reizende Nebenbuhlerin Napoli zu besuche, die an Schönheytt der Natur dich übertrifft – ich eile mit der Frühlingsluft dir entzückendes Neapel entgegen...».

Er hoffte zur «heiligen Woche» (Karwoche) wieder in Rom zu sein, denn er möchte die «merkwürdigsten Funktionen», die während dieser Zeit dort passieren, nicht verpassen, doch wie anfangs gesagt, kam alles anders.

Da sein «Mylord» ebenfalls nach Neapel verreisen wollte, hatte der Zürcher wiederum Glück, er konnte dem Engländer sein «Equipage» übergeben, um es dann in Napoli wieder in Empfang zu nehmen.

Der Abschied von seinen lieben Wirtsleuten war herzlich, der Knabe weinte, und Koller hörte, wie die Wirtin zu einer anderen Frau sagte: «Veramente è un angelo». «Ein starkes Wort von einer Katholischen zum Favor eines Protestantens», dachte er sich. Bis sein bestellter «Voitur» zur

Stelle war, nutzte Jean Jaques die Zeit, um im nahen Kaffeehaus eine Chocolate zu trinken.

Der inzwischen angekommene Wagen war einer von acht, die alle mit je zwei Personen und dem Kutscher belegt waren. Der Kurs nach Neapel fuhr einmal wöchentlich, immer am gleichen Tag und um die gleiche Zeit. Ein gleicher Tross fuhr dann zur gleichen Zeit ab Neapel dem Ziel Rom zu.

Die Kosten pro Person betrug drei «Zequines», inbegriffen war eine Mahlzeit täglich, Übernachten, weiter die Zollkosten, sowie ein Taler Trinkgeld.

Die Fuhrunternehmer, oder «Broccaccia» genannt, sprachen sich jeweils schon vorher mit den entsprechenden Wirtshäusern ab, denn so erzielten sie tiefere Preise, dreimal billiger als Normalreisende zu bezahlen hatten.

Dies erfuhr Jean Jaques von seinem Mitpassagier, einem 49jährigen Priester aus dem Malteserorden.

Der Tross war fahrbereit, und die «Carrozzi» setzten sich langsam in Bewegung. Umstehende Personen winkten den Reisenden zu, und Kollers Wirtsleute sahen der Wagenkolonne noch lange nach, die eine weite Staubfahne hinter sich liess. Das Gefährt mit dem Zürcher und dem Priester war das hinterste, somit waren sie dem Staub am stärksten ausgesetzt.

Während einer längeren Zeit fuhren sie an einer ungeheuer langen Mauer mit Bögen entlang, ehemals eine römische Wasserleitung. Bei schönstem Wetter führte die Reise durch das herrliche Frascati nach Marino.

Hier hielten die Kutscher ihre Pferde an und stellten die «Carozzi» unter schattenspendende Bäume, die die Piazza umsäumten. Ein Teil der Reisenden erfrischte sich im Wirtshaus, auch Kollers Reisegefährte, er aber hockte ungezwungen auf einem leeren Weinfass und ass sein mitgebrachtes Brot mit Käse. Die Kutscher blieben auf ihren Wagen und warteten bis ihre Passagiere zurückkehrten.

Bis Velletri waren es noch 12 Meilen, und hier wollten sie übernachten.

Nach Bezug des Zimmers, das er mit dem Priester teilte, zog es den Zürcher hinaus auf eine Anhöhe. Den Palast, der hier oben stand, wollte er sich etwas genauer ansehen. Gerade als Jean Jaques den «lieben Untergang der Sonne und das zunehmende Licht des Mondes» anschaute, trat ein junger Mann aus dem Palast. Er trug einen runden, schwarzen Hut

und einen über die Schultern geschlagenen Mantel. Koller stellte ihn zur Rede und fragte nach dem Gebäude.

«Es ist ein römischer Gouverneurspalast mit einem Gefängnis im untersten Stockwerk», gab der junge Mann zur Antwort. Jetzt plötzlich hörten beide eine Frauenstimme, die aus ihrer Zelle den Beiden etwas zurief. Kollers Begleiter erzählte, warum dieses «Weibsbild» eingesperrt sei, «sie sitzt wegen Ungehorsam gegen ihren Beichtvater im Gefängnis». «Wie kommt das?» wollte der Zürcher wissen. Und die Antwort lautete: «Weil der Beichtvater ihr schon zweimal verboten hat, sich weiter mit einem jungen Kaufmann einzulassen. Sie überhörte die Warnung und beging weiterhin Ehebruch, worauf der Geistliche die Frau einlochen liess». Koller wollte nicht mehr weiter fragen, aber er vermutete in dem jungen Mann den angesprochenen Kaufmann selbst. Nur ein Gedanke ging ihm durch den Kopf, «als wärd in ihr (der Frau) der Ungehorsam und nicht der Ehebruch bestraft».

Am Nachessen lernte Jean Jaques weitere Leute aus der Reisegruppe kennen, so einen Franzosen, der nach vier Jahren die Akademie in Rom beendet hatte. Weiter zwei «Cordeliers», wovon der ältere Guardian seines Klosters war. «Er war von fester Statur mit einem ausgefüllten Pausbackengesicht und lebhaften Augen, aber ungemein höflich!»

Unter den Reisenden entdeckte Koller einen ihm bekannten Komödianten mit Frau und Kind. Dieser hatte in Rom eine der Hauptfiguren in einem Stück gespielt.

Der Zürcher hatte Mühe mit dem Einschlafen, denn die beiden «Cordeliers» in der Nebenkammer schnarchten «kuhmässig».

Die Weiterfahrt nach Pipernum, einer päpstlichen Stadt, führte an der Seite der «Moraste Pontini» entlang, die eine ungeheure Fläche bedeckten. Sein Reisekamerad erzählte, dass schon in früheren Zeiten immer wieder probiert worden war, dieses Land zu entwässern und dass auch jetzt etwa 1500 Menschen daran arbeiten würden. Durch den Morast wurde auch die Luft mit einem Gestank stark belastet.

Zum guten Glück kamen sie bald wieder in eine angenehmere Gegend. Am Mittagstisch, in einem alten Bauernhaus, kam der Zürcher mit einem weiteren Priester ins Gespräch. Dieser war Toskaner und stammte, wie er sagte, aus Pistoia. Zum Erstaunen Kollers war er nicht wie ein Priester gekleidet, sondern weltlich. «Sind Sie katholisch oder protestantischer Religion?» fragte er Koller. «Reformiert», antwortete der Zürcher. Worauf der Priester: «Das thut nichts zum ehrlichen

Mann» und zollte dem reformierten Gesprächspartner sogar Beifall und redete über die Religion und die Toleranz wie ein Philosoph. Er war sehr belesen, stellte Koller fest, auch in nicht katholischer Literatur, wie etwa die von Leibnitz, Voltaire, Wolff, Helvetcus und Rousseau. «Dies alles gab diesem einen Blick über vieles hinaus...»

Aus seiner nächsten Eintragung, dem 1. März 1779 in Fondi, geht hervor, dass sie eine «liebliche Tagreise» hinter sich hatten. Er berichtet, dass die Gruppe auf dem Weg nach Fondi in Terracina, dem ehemaligen Anxur, rastete. Die Stadt selbst fanden die Reisenden enttäuschend. Auf einem der Hügel, wo einst ein Tempel Jupiters war, stand die Hauptkirche.

Das Meer, das der Zürcher zum ersten Mal aus der Nähe bestaunen konnte, fesselte ihn, «nichts als Wasser und wo das Aug sich verlor, schienen die Wolken sich wie eine Kette zu vereinigen». Er stieg hinunter und brachte dem Meer sein Opfer, indem er auf dem Bauch liegend das salzige Wasser mit seinen Lippen berührte und ein wenig davon trank. Dann richtete er sich wieder auf und blickte auf eine Anhöhe, auf der sich einst der Palast des grossen Ostgotenkönigs Theoderich befand. Die verbliebenen Ruinen waren stumme Zeugen eines der mächtigsten Herrschers aus jener Zeit.

Koller kehrte nach Terracina zurück, wo just die andere Reisegruppe von Neapel kommend hier eintraf. Beide Wagenkolonnen blieben etwa zwei Stunden beisammen, dann fuhr jede ihrem Ziel entgegen.

Kollers Reisetrupp befand sich nun auf neapolitanischem Boden, und schon bald wurden sie vom ersten Zoll aufgehalten. Den Reisepass wollte man nicht sehen, was interessierte, war in erster Linie das Trinkgeld. Der Zürcher fand, dass die «Napolitanischen» die Fremden viel mehr «ausnehmen» als die römischen Soldaten, die z. B. ihre Reisegruppe durch die «Moraste Pontini» führten und dafür nichts verlangten.

Das Land wurde immer schöner und fruchtbarer, die Fahrt bis Fondi führte den Gestaden des Meeres entlang, «es säuselte eine Luft daher, die bis ins Mark drang».

Das Meer formt in der Ebene von Fondi eine hübsche Bucht. Von seinem «Malteser» erfuhr der Zürcher, dass hier der berühmte Cicero ein schönes Landgut besass, und ganz in der Nähe habe ein von Antios gedungener Mörder Cicero umbringen lassen.

Der Wein hier mundete allen sehr gut, «dessen Wein auch Horaz stets gerühmt».

Am Vorabend konnte Koller wegen den schnarchenden «Cordeliers» fast nicht einschlafen, und hier in Fondi tat ein bellender Hund das seine. Und wenn dieser gerade einmal nicht bellte, dann schüttelte er das eiserne Halsband hin und her.

Der Morgen war recht kühl, sodass Koller und sein Mitreisender Stroh in ihre Kalesche legen liessen. Kollers Lob über dieses Land: «Welch schönes Land! – und in dem ich so still auf die Ebene hinfahre, seh ich dem herabsinkenden Mond zu, ich hab seiner noch nicht genug genossen. Wenn die Tagesdämmerung ein blasses Weiss am Rand der Berge herauf schickt, das sich in Gelb, und dann in rot wandelt, – bis die Königin erscheint!».

Bei Mola passierten sie einen weiteren Zollposten. Die Prozedur hier war sehr ermüdend. «Einer hob den Koffer auf, einer öffnete ihn und ein Dritter durchsuchte das Gepäck usw. Zu guter Letzt waren sie auch noch mit dem Trinkgeld unzufrieden, und forderten das Doppelte...».

Dadurch verlor die Gruppe viel Zeit, und Jean Jaques war enttäuscht darüber, weil es nicht mehr reichte, die gegenüberliegende Stadt Gaeta zu besichtigen.

Die Reisegesellschaft erreichte erst gegen die Nacht St. Agatha. Früher führte die Strasse über die Höhe von Sessa nach St. Agatha, die neue, direkte Strasse wurde, wie Koller erfuhr, für die Königin erstellt.

Wegen der langen Trockenheit lag viel Staub in der Luft, was Beschwerden verursachte.

Auf dem Weg durch diese Gegend erlebten die Reisenden immer wieder, wie sich Frauen, die auf den Feldern arbeiteten, aufmachten und auf die Strasse liefen, um die vorbeifahrenden Kaleschen zu sehen. Ueber die Kleidung der «Weiber» aus dieser Gegend schrieb Jean Jaques: «Die Frauen haben über dem Kopf ein rotes Tuch, in Falten gelegt, das bis auf den halben Rücken herab hing. Dazu ein kurzes Leibchen, das die Brust nicht ganz bedeckt, einen kurzen Rock und gelbe Strümpf, die präzis wie Halbstiefel schienen. Jede trug in der Hand einen Spinnrocken und um ihre Seite hing ein Haken oder Spickel...».

Von St. Agatha weg fuhr der Tross gegen Cápua und Neapel zu. Der Zürcher beschrieb das Land hier als das schönste und fruchtbarste der Welt, er staunte über «Wälder» von Oliven und anderen Fruchtbäumen, sowie über die Art, wie hier die Reben gezogen wurden. Zwei Stunden vor Mittag erreichten sie Cápua, den Ort, wo Hanibal mit seiner Armee die grosse Niederlage einstecken musste.

Einigen der Reisenden und auch dem Zürcher gefiel es so gut, dass sie es vorzogen, hier etwas länger zu verweilen. Ihrem «Broccaccio» rieten sie, voraus zu fahren.

«Zuerst machen wir eine Kaffeepause, dann mieten wir uns einen Bedienten, der uns die Gegend vorzeigt», sagte einer der «Abtrünnigen». Alle waren einverstanden, und noch im Kaffeehaus fand sich jemand, der sich in der Gegend gut auskannte. Als erstes wurde die Kathedrale besichtigt mit ihren herrlichen Bildern sowie eine Bildsäule mit Christus. Etwas ausserhalb von Cápua stand das alte Amphitheater, oder besser gesagt, dessen Ruine, ähnlich dem Colosseum zu Rom, nur viel kleiner. «Das Theater hat eine ovale Form und vier Eingänge und ist ringsherum mit einer blühenden Wiese begrenzt».

Auf einem Hügel der Stadt, wo die Gruppe nach dem Amphitheaterbesuch sich einfand, schienen der Vesuv sowie der Königspalast von Neapel ganz nah zu sein. Zur linken Seite lag Caserta mit dem Lustschloss, und weiter hinten erstreckten sich anmutige Hügel.

Die Ausflügler zogen etwa drei Stunden umher, eh sie eine «Sedia», eine Art Kalesche mit einem feurigen neapolitanischen Pferd bestellten, um damit ihrem Tross nachzueilen.

«Wir fahren nicht, wir flogen!» berichtete Koller. In dreiviertel Stunden legten sie 8 Meilen zurück, und in Aversa hatten sie gerade noch Zeit, mit den anderen Reisenden das Mittagessen einzunehmen.

Nach weiteren 8 Meilen mussten sie nochmals einen Zoll passieren. Jean Jaques und sein «Malteser» wollten bereits ihre Kofferschlüssel bereit legen, doch die Zöllner winkten ab und forderten zuerst einmal das doppelte Trinkgeld. Bei nachfolgender Durchsuchung der Kalesche fanden die Zöllner beim «Malteser» ein Stück Parmesankäse, das sie als zu schwer bewerteten. Der Geistliche musste einen «Dezin», das heisst einen Zehntel des Wertes bezahlen. Der Priester glaubte sich betrogen und meinte zu Koller: «Nicht mein Stück war zu schwer, sondern das eines Kutschers, die haben dann einfach beide mit der Taxe belegt».

«Diese Zollmensen», sagte Jean Jaques, «haben die fürchterlichsten Gesichter, entsprechend ist die Angst unter den Reisenden und bezahlen nur um des Friedens willen».

Eine andere, böse Episode erlebten sie am Fluss Garigliano. Bei ihrem Eintreffen warteten am Ufer bereits einige Eseltreiber auf die Ueberfahrt. Ein «Broccaccio» der Reisegruppe erzwang den Vortritt, was zum offenen Streit führte. Einer der Eseltreiber ging auf den Kutscher los,

griff zum Messer, das aber gottlob in der Scheide hängen blieb, sonst hätte dieser seinen Gegner erstochen. Andererseits verfolgte einer der Fuhrleute einen anderen Eseltreiber mit einem Kolben bewaffnet erfolglos, aber einen dritten warfen die Kutscher in den Fluss, der fluchend wieder heil heraus kam. Unterdessen legte das Fährschiff an, und die überhitzten Gemüter waren wieder beruhigt, sodass die Ueberfahrt problemlos vor sich ging.

«Vedi Napoli, e poi mori» (Neapel sehen und sterben)

Dieses geflügelte Wort war damals in aller Munde, doch der Zürcher hörte es von seinem Reisekamerad zum ersten Mal. Das was ihn hier wieder am meisten erstaunte, war eine noch viel grössere Menschenmenge, als die zu Mailand oder Rom. Obwohl die Stadt kleiner war als Rom, betrug die damalige Einwohnerzahl etwa 470'000, gegenüber Rom mit nur 170'000 Seelen.

Jean Jaques verabschiedete sich von dem Priester, der sich in sein Kloster begab, während Koller sich im Wirtshaus «zum roten Hut» einlogierte. Eigentlich hätte er sich bei einer Madama Du Clos melden sollen, aber die Zeit reichte nicht mehr, um diese Adresse zu suchen.

Ganz früh am nächsten Morgen, er hatte gut geschlafen, begab sich Jean Jaques hinunter zum Hafen, wo bereits ein starkes Treiben herrschte. Eine Menge von Fischern entlud lautstark ihre Fangbeute. Eine Zeitlang schaute der Fremde den Fischern zu, dann erkundete er die nähere Umgebung. Der Vesuv gegenüber schien wieder ganz nah zu sein, und auf dem Wasser bewegte sich ein Wald von Fischer- und Segelbooten. Der ganze Eindruck wirkte auf ihn so stark, dass er sich ausserstande fühlte, alles zu beschreiben.

Am Abend schrieb Jean Jaques einen Brief an seine Braut und verteidigte darin seinen Standpunkt betreffend seiner Rückkehr. «Ich bin zur Ueberzeugung gelangt», schrieb er u. a., «dass mein Wissen noch schwankend ist, um ein wichtiges Amt zu übernehmen. Gefährlich ist, wenn ihr meine Geschicklichkeit höher einschätzt, als sie ist» und weiter, «wer ist mir Zeug, dass während meiner Fremdenzeit nicht meine Seele verdorben werde? Nicht Zufall, GOTT regiert mein Schicksal»...



Le palais royal, exemple de la magnificence baroque; grandiose et inachevé, à l'image du royaume. (B.N.).

Abbildung 3:
Königspalast in Neapel. Die Metropole fasste um 1790 nicht weniger als 550'000 Einwohner.

Gleichzeitig aber gab er seiner Hoffnung Ausdruck, so bald wie möglich zurückzukommen und: «Ich hoffe Deinen greisen Vater noch aufrecht zu treffen».

Am Ende des Briefes steht noch der Nachsatz: «Schickt meine Post nur weiter nach Rom, mein Bekannter, Signor Silva spediert meine Briefe nach Neapel».

Am gleichen Tisch beim Traiteur, wo Jean Jaques jeweils zu Mittag speiste, sass u. a. ein etwa 30 jähriger Offizier, gebürtig aus Mailand, «er war von einnehmenden Manieren». Seine Sprache war voll lauter Schmeicheleien, und er erzählte seinen Tischgenossen von seiner guten Herkunft, doch könne er nicht mehr dorthin zurück, weil er ein Mädchen entführt habe.

Nach vielem Herumschwärmen sei er schliesslich in die türkische Sklaverei geraten, wo er am Hofe des Sultans einen Posten angeboten erhielt.

Nach einiger Zeit machte er dort eine Entdeckung, nämlich die, dass die Gemahlin des Sultans mit einem «Mohren» ein Liebesverhältnis unterhielt. «Ich überraschte die beiden beim Turteln unter einem Palastgewölbe». «Die Ertappten», so fuhr der Offizier in seiner Erzählung fort, «erschranken zu Tode, die Frau warf sich zu seinen Füessen und flehte: «Bitte veraten Sie mich nicht beim Sultan, er wird mich sonst töten» .» Er habe ihr sein Offizierswort gegeben, aber zugleich hätte er sich selbst in die schöne Sultansgattin verliebt, und ab diesem Tag trafen sie sich nun öfters, «ich nahm ihre Gunst als Gegenleistung für mein Stillhalten gerne an». Die Schwärmerei habe 18 Monate gedauert, fuhr er fort, dann hatte er es mit der Angst zu tun und floh.

Doch um fliehen zu können, bediente er sich zum letzten Mal der Frau, die mit Hilfe eines Sklaven seine «Befreiung aus dem Serail» erreichte.

Alle am Tisch sitzenden Personen lauschten dem «geprüften» Offizier interessiert zu, und Koller verabredete sich mit ihm auf den folgenden Tag, um zusammen spazieren zu gehen.

Es war ein schöner Nachmittag, als die beiden durch die Stadt flaniereten. Er hätte noch einen Besuch zu machen, sagte der Offizier zu Jean Jaques. Es war ein Jüngling, den sie dann besuchten, dem er im Auftrag eines Prinzen Zeichenunterricht erteilte. Koller gab seinem Begleiter zu verstehen, er möchte weiter die Stadt ansehen. Darauf beendete der Offizier diese Visite und lud den Zürcher zu einem weiteren, interessanten

Besuch ein. Der Ahnungslose willigte ein und sie durchliefen enge, dunkle Gassen, die Jean Jaques beängstigten. Vor einem gewissen Haus hielt der Offizier an, lächelte seinem Begleiter aufmunternd zu und öffnete die Tür.

Nach fünf hohen Stiegen gelangten sie zu einem Portal, an dem eine Klappe angebracht war. Kollers Begleiter hob diese ein wenig hoch, um hinein zu schauen, dann machte er ein Zeichen und es schien, als wäre jemand zu Hause. Nach dem Klopfen des Offiziers trat nach einer Weile ein Frauenzimmer in einem luftig seidnen Gewand in den Hausgang. Ihre Brust war halb entblösst, und sie trug «einen niedlichen Kopfputz».

«Ach! meine liebe Venezianerin», begann der Offizier, «was lebst du? du hast ja an Reizen zugenommen, du blühst wie eine Rose. Hier bring ich dir einen Freund mit, einen edlen Jüngling, mitten aus Deutschland heraus».

Ihre Antwort bestand nur in einem Augenwink, dann führte sie die beiden Männer durch ein Vorgemach in ein hinteres, prächtig tapeziertes Zimmer. Der Raum war mit Vorhängen halb im Dunkeln, und es roch nach einem süssen Parfum, wahrscheinlich Veilchen. Das Frauenzimmer setzte sich keck zwischen die beiden Besucher auf das Canapé. Jetzt erst merkte der ahnungslose Zürcher, dass Don Carlo, so nannte sich der Offizier, ihn betrogen und statt zu einem Freund, zu einer Hure geführt hatte.

An all die wollüstigen Worte und Gesten möchte sich Jean Jaques nicht mehr erinnern. Er tat so, als verstehe er kein Wort Italienisch. «Che gran malo e questo», lispelte die Venezianerin, als sie merkte, dass der Fremde unbeweglich sitzen blieb. Dann wollte Carlo ihn aufreizen, indem er versuchte die Hure zu entblößen. «Lascia!» rief sie aus und wehrte den Anstürmenden ab.

Darauf benahm sie sich wieder schmeichelnd: «Wenn du etwas von mir willst, Liebster, dann komm hinüber». Bei diesen Worten nahm sie die Hand von Carlo und verschwand mit ihm. Die Tür des «Cabinets» liessen sie einen Spalt breit offen.

«Nichts wie weg!» dachte Jean Jaques und verfluchte den Kerl, der wahrscheinlich noch glaubte, er werde seine verdammte Wollust abwarten.

Leise zog sich Koller in das Vorzimmer zurück, ergriff die Türklinke, die sich aber erst mit grösserer Kraftanstrengung öffnen liess. Der Betro-

gene «stürzte» die Treppen hinunter und war froh, wieder auf der Strasse und dem Teufel entronnen zu sein.

Schon einen Tag später war Jean Jaques dem Offizier nicht mehr böse, ja sie gingen sogar wieder zusammen aus, so auch an jenem Abend, wo sie vor dem königlichen Palast plaudernd auf und ab spazierten.

Ein etwas auffälliger junger Mann grüsste etwas verstohlen Carlo und blieb in der Nähe der beiden stehen. «Wollen Sie, dass ich ihn anspreche, um zu sehen was für Ware er heute anzubieten habe?» fragte der Begleiter Kollers. «Wenns nichts schlimmes ist, warum nicht», gab dieser zurück. Und so kamen sie mit dem jungen Mann ins Gespräch. «Ich kann euch die schönsten Mädchen der Stadt vorführen», prahlte dieser. Darauf Carlo: «Wollen wir nicht gehen die Mädchen ansehen?»

Koller trat entsetzt einen Schritt zurück und sprach: «Sie erkühen sich mir diesen Vorschlag zu machen!» Worauf der Offizier beschwichtigte: «Nur die Neugier führt mich hin, und meine Uniform gibt Gewähr dafür, dass ich sie ohne Risiko hinein, wie auch wieder heraus führ».

Nur zögernd willigte der Zürcher ein: «Aber ich sage ihnen, kein Weibsbild seh ich an».

Darauf gingen sie hinter dem jungen Mann her, bis zu dem bestimmten Haus. Die «Hurenwirtin» öffnete und empfing die drei Herren sehr freundlich. Jean Jaques bemerkte in einem Nebenzimmer zwei «Schlachtopfer der Wollust». Zu seiner Beruhigung waren die anwesenden Mädchen nicht entblösst, und eine gewisse Neugier überkam ihn. «Soll ich sie ansprechen?» fragte er Don Carlo. «Tu das, aber aufgepasst, auch das ist nicht unentgeltlich», erwiderte er. So «opferte» der Zürcher einen halben «Carlin» und befriedigte seine Neugier mit Fragen an eines der Mädchen, aber keiner von ihnen liess sich näher ein, trotz aufmunternder Worte der «Hurenwirtin».

Nach dem Verlassen des Hauses bezahlte Carlos mit etwas Geld den jungen Herbringer, und mit einer Erfahrung reicher kehrte Koller mit seinem Begleiter zurück.

Die nächsten Wochen waren für den Zürcher etwas unruhig, denn er wechselte mehrmals sein Logis. Vom Wirtshaus «zum roten Hut» zog er an die Schusterstrasse. Das Zimmer im 4. Stock war «niedlich», mit Sicht auf die Strasse, in der alle Schuster der Gegend ihre Boutiquen hatten.

Besonders am Abend war es reizend zu sehen, wie jede Boutique hell beleuchtet und die ganze Strasse dadurch illuminiert war. Vor den Buden hingen Hunderte von Schuhen und Pantoffeln jeder Art. Die Schuster arbeiteten immer bis tief in die Nacht auf offener Strasse, ihr Hämmern drang bis hinauf zu Kollers Kammer.

Aber hier blieb er nicht lange, denn er hatte ja noch die Adresse der Madame Du Clos auf sich. Ein Abbé, mit dem Jean Jaques zusammentraf, war bereit, ihn zu begleiten.

Dort stellten sie aber fest, dass alle Zimmer besetzt waren. Die nette Wirtin verwies den Zürcher an ihre Schwester, zu Mad. Verrier, auch Französin, die nahe beim Königspalast ihr Haus hatte.

Er dankte der Frau und dem Priester und suchte die neue Adresse auf. Madame Verrier verlangte für das Zimmer 2½ «Carlin», etwas viel für Jean Jaques, doch er blieb. Kaum war er richtig eingezogen, hörte er eines Tages bekannte Stimmen im Hausflur. Es war Sablez mit vier weiteren Franzosen, alle aus der «Academie de France», denen von Rom aus scheinbar diese Adresse vermittelt worden war. Da aber für alle der Platz hier nicht reichte, fragte Madame Verrier den Zürcher, ob er eventuell bereit sei, seine Kammer mit einem der neuen Herren zu teilen.

Diese Frage kam ihm eigentlich zur rechten Zeit, denn erstens wollte er ein Zimmer für sich allein, und zweitens hatte er bereits eine neue Adresse im Kopf. Er gab daher sein Logis sofort zu Gunsten eines andern auf.

Noch am gleichen Abend liess er seine Koffer zu einem «ehrlichen Schweizer», einem Walliser tragen. Diese Adresse bekam er von einem Herr Dolder, der im Schweizer Regiment Tschudi als Sekretär arbeitete.

Um wieder einmal seine Kleider richtig zu wechseln, begab sich Jean Jaques zu dem «My Lord», wo er seinen grossen Koffer hatte. Der «My Lord» war aber nicht zu Hause, doch sein Bedienter Guiard führte ihn zu seinem «Bagage», wo er einiges daraus nahm und erfuhr, dass der Engländer bald wieder nach Rom zurück fahren wollte. Das störte den Zürcher nicht weiter: «Das was ich jetzt hab genügt mir, ich werd mich in Rom wieder melden».

Das neue Logis beim Walliser hatte nur einen Nachteil, nämlich um in seine Kammer zu gelangen, musste er erst durch einige andere Zimmer hindurch, sodass seine neuen Wirtsleute manchmal etwas länger aufbleiben mussten.

Auf einem seiner langen Spaziergänge traf Jean Jaques per Zufall mit dem Malteser Priester zusammen, der damals mit ihm die Kalesche teilte. Dieser schwärmte von seinem Traiteur und fand, «ich kann es ihnen, Signor Koller, auch sehr empfehlen, ich lad sie heut zum Mittagessen ein». Dieser bedankte sich höflich, und so kam es, dass sie zusammen den Traiteur aufsuchten.

An vier gedeckten Tischen sass eine bunt gemischte Gesellschaft, wohl etwa vier Dutzend Leute. An einem Tisch hockten Kammerdiener und «Halbherren», an einem anderen speisten Signori von «besserem Stand», durchmischt mit Priestern, von nun an auch der Zürcher und der «Malteser».

Da war z. B. ein Spanier, Don Bernard, dieser redete vier Sprachen und plante, über Venedig nach Konstantinopel zu segeln.

Dieser Don Bernard machte auf ihn einen sehr guten Eindruck, und schon am folgenden Tag vertraute ihm Jean Jaques einen Brief an, mit der Bitte, ihn in Rom seiner Bestimmung zu übergeben. «Ich will es gerne für sie erledigen», sagte der Spanier, von dem Koller dachte, dieser habe nicht den geringsten Hochmut an sich, der sonst den Spaniern hier eigen war.

Ein zweiter Spanier (es lebten zu jener Zeit sehr viele Spanier in Neapel, weil der König selbst einer war und natürlich auch all seine Höflinge) hatte gegenüber Don Bernard einen übermütigen Stolz mit wenig Verstand und sein Charakter war, laut dem Zürcher, «theaterwürdig». Ein Onkel war der Leibadjutant des Königs.

Aber als den merkwürdigsten von allen Gästen bezeichnete Koller einen Abbé aus Bruxelles. Sein Name war Lambert, ein Mann von 50 Jahren, der vor einiger Zeit einreiste, um sich bei einem Marquis San Buca für die Anstellung als Sekretär zu bewerben. San Buca war damals erster Minister des Königs, und trotzdem konnte dieser den Abbé nicht als Sekretär beschäftigen, nur weil er ein Fremder war. Er durfte zwar bleiben, aber nur als Hauskaplan. «Somit hat er sich mit seinem Abbé-Titel selbst erniedrigt», der Kommentar des Zürchers.

Da war noch ein Franzose, Monsieur La Rocq, dieser wurde zwar von seinen Tischgenossen gemieden, denn er litt unter der hässlichen «napolitanschen Krankheit». Trotz all dem Gerede kam Jean Jaques mit ihm ins Gespräch und stellte bald fest, dass er einen höchst gebildeten Menschen vor sich hatte. Dieser sprach u. a. Griechisch und Latein. Seine Geschichte hörte sich recht traurig an. Vertrauensselig erzählte er dem Zür-

cher sein Schicksal. Es war vor einigen Jahren, als er seine Vaterstadt Metz verliess, um in Pisa als Professor mit einem guten Einkommen zu arbeiten. Leider liess er sich von dem Marquis Fanuzzi, einem Pisaner, dazu überreden, nach Neapel zu kommen, er versprach ihm am Hofe eine gute Stellung, weil dieser dort einen grossen Einfluss hätte. König Karl, Vater des jetzigen Königs, übertrug ihm wichtige Aemter als Minister im damaligen Kabinett.

Leider habe, so La Rocq, der Marquis sein Wort nicht gehalten oder nicht halten können, sodass er den grössten Teil seines Geldes hier verbrauchte. Um zu überleben, sei er gezwungen gewesen, Sprachlektionen zu erteilen. Er klagte: «Ich schleppe mich nur mit Mühe durch die Welt, meine Wissenschaft seh ich ohne Nutzen für mich und die anderen. Am Tag rühren Widersprüche meine Galle auf, und in der Nacht erleide ich grosse Schmerzen in den Schenkeln, Folgen meiner Ausschweifungen...»

«Er verdient grosses Mitleid», notierte Koller in seinem Tagebuch. Als «Professori dei Camini» nannten sich stolz zwei Freunde des Malteserpriesters, die auch am selben Tisch assen. Koller erfuhr von ihnen, dass sie am königlichen Hof für alle Kammine verantwortlich wären.

Der Wirt selbst, ein Mailänder, konnte weder schreiben noch lesen, doch sein Gehirn funktionierte wunderbar, es war wirklich fantastisch zu sehen, wie er von 30 bis 40 Gästen innert einer Stunde noch alle Bestellungen im Kopf hatte und entsprechend die Rechnung von seiner Frau erstellen liess. Auf die Frage des Zürchers, wie er das mache, hatte der Traiteur nur ein Wort: «Practik!».

Die schicksalhafte Begegnung mit Therese

Schon ganz am Anfang seiner Ankunft in Neapel hatte Jean Jaques eine oberflächliche Bekanntschaft mit einer lieben Familie, so nannte er sie anfangs noch, gemacht. Der Grund war ein wiedergefundenes Buch, das damals ein Franzose vermisste. Koller fand es in seinem damaligen Logis, und wusste unterdessen, wohin der Franzose umgezogen war, eben zu jener Familie. Dort aber sagte man Jean Jaques, der Gesuchte sei längst wieder weggefahren.

Zum zweiten Besuch in diesem Haus kam es wie folgt: Der Zürcher kehrte von einem Vesuvbesuch zurück. Sein Schuhwerk sowie die

Strümpfe waren durch die heisse Schlacke total zerschlissen und er getraute sich nicht, in diesem Aufzug mit einer Kalesche in die Stadt zurückzufahren. Sein Begleiter, ein Pisaner, wusste Rat; er kenne da eine Familie, die sicher mit «Ersatz» aushelfen könne. Koller vertraute dem Pisaner und begleitete ihn zu jenem Haus, das, Welch ein Zufall, das gleiche war, wo er das gefundene Buch abgeben wollte. Man war schnell bereit Hilfe zu leisten. Etwas in seinem Innern sagte ihm: «Hier möchte ich wohnen und leben».

Und aus dieser oberflächlichen Bekanntschaft entstand eine echte Freundschaft. Seit der zweiten Begegnung verkehrte nun Jean Jaques regelmässig mit diesen Leuten, ja sie gaben ihm sogar einen Raum, wo er in Ruhe studieren und lesen konnte. Schon einige Tage darauf ass er auf Einladung der Frau bei der vaterlosen Familie. Diese bestand aus der Mutter, einem Onkel und drei Töchtern, wobei die älteste, Therese, auf Koller einen grossen Eindruck machte. Die Mutter erzählte dem Zürcher eine Leidensgeschichte der Familie, die sich etwas sonderbar anhörte.

«Ich stamme», begann die Mutter, «aus der berühmten Familie Calas von Toulouse, und wir wurden wegen unseres Glaubens verfolgt. Mein Onkel wurde damals von Voltaire persönlich in einem Prozess verteidigt. Ich selbst flüchtete nach Basel und heiratete den Kaufmann mit dem Namen Merian, dessen Familie ebenfalls wegen des Glaubens nach Basel flüchtete». Dann erzählte sie weiter unter Tränen: «Von diesem Mann bekam ich meine erste Tochter, Therese, und kurz darauf verstarb er. So lebte ich mit meinem Kind, während einigen Jahren in Basel, und später zogen wir nach Frankreich zurück, nach Nîmes. Hier lernte ich meinen zweiten Mann kennen, Monsieur Orset, von ihm stammen die zwei anderen Töchter. Leider verstarb nach nur wenigen Jahren des Glücks auch Orset».

Koller nahm regen Anteil an der Geschichte und blickte immer wieder hinüber zu Therese, die er sehr schön und anziehend fand.

Auch über dieses Mädchen wusste die Frau Trauriges zu berichten: «Therese, sie war inzwischen 18 Jahre alt geworden, verliebte sich in einen jungen Mann, namens Durey. Die beiden heirateten, doch schon bald nach der Hochzeit erkrankte Durey. Wir schickten ihn aufs Land zur Erholung, doch – es ist kaum zu glauben, der Tod holte ihn noch während der Reise ein».

Jetzt klopfte das Herz des Zürchers noch stärker für die Tochter, und er schämte sich fast ein wenig wegen seines geistigen Betrugs an Lisette.

Madame Orset erzählte weiter, wie sie mit der schwer geprüften Familie, einer Odyssee gleich, zuerst nach Marseille, dann nach Genua und weiter nach Rom reiste. Dort lebten sie von Handelsschaften, wie sie es nannte. Nach einer gewissen Zeit zog sie nach Neapel. «Therese ist nun 20 Jahre alt und bezieht monatlich eine kleine Rente von 12 napol. Dukaten, aus dem Erbe ihres Mannes». Dann kam sie auf ihre momentane Vermögenssituation zu sprechen. «Sie ist prekär, zum grossen Theil wegen einer Zollgeschichte bei Genua! Ein Priester hat uns dort denunziert, und wir mussten all unseren Schmuck und Edelsteine abgeben. Wir kämpfen immer noch für die Rückerstattung, wenigstens eines Theils».

Später gestand auch Therese dem Zürcher die Tatsache, dass die Familie in grossen Schulden stecke, ihr Wechsler schulde ihnen zwar noch Geld für hinterlegte Kaufmannsware, viel sei allerdings nicht mehr zu erwarten, sie wären somit gezwungen, einiges von dem Besitz zu verpfänden. Koller empfand tiefes Mitleid und erklärte sich bereit, mit 40 Golddukaten auszuhelfen, denn er hatte just einen Tag zuvor bei seinem Wechsler 150 Dukaten abgeholt, es war ein Teil des Geldes, das sein Papa ihm regelmässig zukommen liess.

Therese umarmte ihren Gönner herzlich, dankte tausend Mal und weinte vor Glück.

«Ich tu es für dich», sagte Koller tröstend und holte die 40 Dukaten aus seinem Beutel.

Einem alten Brauch entsprechend lud der König jedes Jahr am «hohen Donnerstag» vor Ostern seine Bürger zu einem Ritual ein, die Zeugen waren, wie der Monarch persönlich an zwölf ausgesuchten armen Menschen die Füsse wusch. Alle Eingeladenen wurden hernach fürstlich bewirtet.

Zusammen mit einem Freund, der eingeladen war, machte sich der Zürcher auf den Weg zum königlichen Palast.

Der Freund warnte ihn vor den «Beutelschneidern», die an solchen Festen nie fehlten. Noch während Jean Jaques und sein Freund dem Ritual zuschauten, erinnerte er sich der mahnenden Worte seines Begleiters, er griff nach seinem Beutel und – oh Schreck ! er war weg, weg mit all dem Geld, das er bei seinem Wechsler geholt hatte ausser den 40 Therese gegebenen Dukaten. «Oh, mio Borsa!» rief der Bestohlene seinem Kame-

raden zu. Einen Moment lang stand er bleich und wie erstarrt da, dann eilte Jean Jaques durch den Saal, dem Ausgang zu und rief immer wieder: «Ladri! ladri!» und andere Kraftwörter. Draussen an der kühlen Luft überlegte er sich, was nun zu tun sei – er wusste nur eines, so schnell wie möglich zu Therese, um Trost zu holen.

Er traf sie auf der Strasse beim Spiel mit Freunden. «Therese!» rief Jean Jaques, «ich muss dich sprechen». Sie merkte sofort, dass etwas vorgefallen war, denn er zitterte, als er sagte: «Mein Geld ist weg, alles – oh Gott!».

«Ich geb ihnen das geborgte Geld zurück», meinte Therese tröstend. «Nein!» erwiderte Koller und wies das gutgemeinte Angebot entschieden und stolz zurück und sprach: «Noch hab ich etwas Geld bey meinem Wechsler, nur im Moment kan ich es nicht beziehen, mein Papa könt davon erfahren».

Therese: «Sie können ja weiterhin bey uns essen, und im weiteren wird sich sicher ein Weg finden».

Sie sprach auch wieder von ihren Guthaben und erwähnte u. a., dass der jetzige Papst todkrank mit Wassersucht darnieder liege und bald sterben werde (Papst Pius VI starb 20 Jahre später).

«Was hat der Papst damit zu tun?» fragte Jean Jaques, worauf Therese antwortete: «Mit dem neuen Papst hoffen wir schneller zu unserem Recht zu kommen, und wir kennen hier in Rom einige einflussreiche Persönlichkeiten».

Koller begriff die Welt nicht mehr, und er zog sich in seine Kammer zurück.

Am 20. März 1779 folgte J. J. Koller einer Einladung von Pater Torre, den er schon einmal besuchte, als er ihm von Rom kommend einen Brief überbrachte.

Torre, ein Genueser, kam in jungen Jahren nach Rom um zu studieren; sein Oheim kam dafür auf. Später trat er dem Orden der «Somasken» bei. Er wohnte hier auf dem «Capo di Monte» und lebte zusammen mit drei Hunden in mehreren Gemächern des Königspalastes.

Der Pater empfing den Zürcher überaus freundlich und bot ihm sofort einen bequemen Stuhl an. Jean Jaques musste von seinen Reisen und der Schweiz erzählen. Torre fand lobende Worte für die Schweiz.

Dann redeten sie über Amerika, «erinnern sie sich», sprach der Pater, «wenn sie mein Alter erlangen, was ich ihnen sage, sie werden sehen,

dass Amerika die mächtigste Republik in der Welt werden wird». Und: «Ich hoffe, dass sie noch einige Monate hier bleiben werden»; er lud ihn sogar ein, während den Sommermonaten bei ihm zu wohnen, Platz hätte er genug. Der Zürcher dankte, wollte sich aber nicht festlegen.

Der Pater lenkte das Gespräch auf seine wissenschaftlichen Arbeiten wie über die «Microscopia», auf neue Entdeckungen auf dem Gebiet der Physik und auf seine berühmten Untersuchungen um die Geheimnisse des Vesuvs. Die ganze «Intelligenza» im Lande wusste von diesem Gelehrten, und Koller war stolz, ihn zu kennen. Jean Jaques fand ihn stets «aufgeräumt», und obwohl dieser allein lebe, führe er hier ein gutes Leben mit einer eigenen Kutsche und Pferden sowie Bedienten.

Einen besonderen Spass machten dem Pater die drei Hunde, der eine war sein kleiner «Amorosi», einen nannte er «Amante del Caprini» und der Dritte war der kleine «Muffo», der intelligenteste von allen. Wenn Torro mit ihm allein war, mache «Muffo» regelrechte Anstalten zum Sprechen, dabei stelle sich der Hund auf die Hinterbeine und bewege dabei seine Schnauze auf und zu, eben als wolle er sprechen. Beim Essen liege er auf dem Tisch, erzählte der Pater lächelnd.

Die beiden Männer verabredeten sich auf den nächsten Tag, um das Gespräch fortzusetzen.

Der Zürcher hatte vor, den General Tschudi aufzusuchen, um ein Billett für den Eintritt in das Museum zu Portici zu bekommen, das man nur im Einverständnis des Königs oder einer seiner Minister bekam.

Am anderen Morgen sass Koller bereits wieder bei dem Pater Torre, dieser bediente seinen Gast mit einer Tasse heisser Chocolate, Kollers Lieblingsgetränk.

Nach etwa einer Stunde liess Torre die Pferde einspannen, und sie fuhren zusammen zur Universität. In der «Auditoria» begrüsst sie mehrere Professoren.

General Tschudi, den sie nachfolgend besuchen wollten, war nicht zu Hause. So kehrten die beiden auf den «Capo di Monte» zurück. «Auf der Zinne über der Wohnung des Paters assen wir in Gegenwart der drei Hunde gemütlich zu Mittag, und Torre erzählte angenehme Histörchen».

Nach dem Essen fuhren sie nochmals los und sie hatten Glück; der General war zu Hause und empfing die beiden. Dem Zürcher fiel auf, wie Pater Torre wie ein «sanfter Gelehrter» und der General dagegen wie ein «roher Soldat» wirkte.

Tschudi versprach Jean Jaques, er werde mit dem Minister San Buca darüber reden, er solle in ein paar Tagen nochmals vorsprechen.

Mit dieser Information verliessen die Besucher das Haus des Generals und besuchten anschliessend einen Freund von Pater Torre, nämlich den Marchese Beris. Dieser sei der reichste Particular von ganz Neapel, erklärte der Pater während der Hinfahrt. Der Marchese und seine Frau begrüsst die zwei Besucher und führten sie durch ihren «niedlichen» Garten. Bei Limonade und Konfekt unterhielten sie sich, und der Marchese erwähnte u. a., wie er zu seinem grossen Vermögen gekommen war. Durch eine besondere Gunst des Königs erhielt er während den Kriegszeiten den Auftrag, Betten für die Soldaten zu liefern. Wegen der guten Zusammenarbeit verlieh ihm der König den Titel eines Marchese.

«Den hat er sich, wie viele andere auch, erkauft», flüsterte der Pater dem Zürcher zu.

Die Gäste bekamen noch das Innere des Palastes zu sehen, wovon Jean Jaques etwas enttäuscht war, von der «alten, durchscheinenden Kunst», die hier zu sehen war.

Auf der Rückreise versprach Torre: «Wenn es ihme recht wär, könnten wir am kommenden Dienstag zusammen die Karthäuser und die Katakomben besuchen».

«Sehr gern, wenn es die Zeit erlaubt», antwortete Jean Jaques, er war ja sehr interessiert, so viel wie möglich von Neapel zu sehen.

Ein guter, lieber Bekannter war der aus Frankfurt stammende Herr Mohr, ein Künstler besonderer Art, Kameenschneider. Diese alte Kunst beherrschte er mit seiner Tochter zusammen wie sonst niemand in Neapel. Diese künstlerische Arbeit bestand aus Schnitzen von kunstvollen Zeichnungen in Edelsteine.

Herr Mohr wollte den Zürcher unbedingt sehen, da er damals in Venedig und Bergamo bekannte «Grössen» von Zürich kennen gelernt hatte.

Das erste Treffen zwischen den beiden war sehr interessant. Mohr erzählte von seiner Begegnung mit J. C. Füssli, dessen grosses Kunstverständnis er bewunderte. Weitere Zürcher Bekannte waren u. a. der Kameenschneider David Vogel, ein Steiner sowie der Schultheiss. «David Vogel», sagte Mohr, «zeigte damals mir Proben von Genie, leider litt er unter allzu grosser Anhänglichkeit für das Weibervolk, die ihm zu Venedig eine unflätige Krankheit anhängte».

Mohr war ein Mann von 58 Jahren. Aus seinen Ausführungen war zu entnehmen, dass sein Leben nicht immer glatt verlief. Er gab viel auf seine Tochter und schwärmte von ihrer grossen Fähigkeit im Zeichnen und Kameenschneiden.

«Ich hätte grosse Lust, mit ihnen nach Rom und weiter nach Livorno zu reisen, dort kenn ich einen englischen Gönner. Dieser Mylord und Konsul wird auch ihnen sicher weiter helfen», sagte Mohr dem Zürcher, der aber sofort abwinkte: «Ich hab auch hier genug Protektion und es wär für mich ein Leichtes, hier eine Stellung zu finden, aber ich danke ihnen».

Während des Gesprächs erschien die Tochter des Meisters zusammen mit ihrer Freundin, einer Gräfin aus Ferrara. «Ein angenehmes, aber unglückliches Frauenzimmer», dachte Koller.

Nach diesem Besuch lief Jean Jaques sofort zur Post, um nachzufragen, ob sein Name auf der Liste stehe. Sogar zwei Mal war er aufgelistet. Er nahm die Briefe mit klopfenden Herzen an sich und «flüchtete» in einen nahen Palast. Sorgfältig öffnete er den ersten; Lisette schrieb über die Situation in Zürich, von ihren lieben Eltern, von Brunner und natürlich von ihrer grossen Liebe zu ihm.

Hastig öffnete er den zweiten Brief, brach das Siegel auf und «da stand sie vor mir!» nämlich das Konterfei seiner Braut, gezeichnet von dem bekannten Künstler Lips, den Lisette in Winterthur aufsuchte. Das Bild war von einer verblüffenden Aehnlichkeit, Jean Jaques küsste das Bild immer wieder und sprach zu sich. «Tausend Dank! meine Liebe».

Über Neapel und seine Menschen

Koller fand erst jetzt Zeit, von seiner Umgebung zu schreiben, denn es war ihm gar nicht möglich, all die vielen, vielen Eindrücke zu verarbeiten.

So kehrt er in seinem Aufsatz zurück bis an die ersten Tage, wo alles noch ganz neu war.

«In den ersten Tagen zog es mich wiederholt an den Hafen hinunter, der damals von den königlichen Fregatten aufgefüllt war, die aber inzwischen nach Palermo, Sizilien verreisten. Am Hafen angrenzend steht das

befestigte Castello nuovo, vor dem 4 Galeerenboote ankerten, auf denen immer zwey und zwey aneinander gekettete Sträflinge schwerste Arbeit verrichteten».

Anfänglich bedauerte der Zürcher die armen Geschöpfe, doch bald merkte er, wie diese Menschen während den Ruhezeiten lachten und heiter sangen, von da ab wandelte sich sein Mitleid zu vernünftigen Ansichten.

«Diese hier waren nicht die einzigen Sklaven des Königs, es gab noch andere, wie die durch seine Schiffe aufgenommenen Türken, die im Gegensatz zu den Galeerensträflingen nicht in Ketten gelegt wurden, sondern der König hielt diese als seine Bedienten oder Aufseher».

Der Königspalast, der früher unter dem span. Vicekönig erbaut wurde, lag an einer der schönsten Stellen am Hafen. Ein geheimer Gang führte vom Palast direkt ans Meer, und es war allgemein bekannt, dass der König diesen Gang jeweils benutzte, um unerkannt auf einem seiner Segel- oder Ruderboote hinaus aufs Meer zu fahren.

Die «Molo» war einer der meist aufgesuchten Orte von Neapel, ausgenommen vielleicht von «Chiaja» und der «Ponte Madalena» am anderen Ende der Stadt. Das Volk genoss, auf dem weit ins Meer ragenden Damm zu spazieren und die kühle Meeresluft einzuatmen. In der Nacht orientierte der grosse Leuchtturm die Schiffe, und die drohend aufgestellten Kanonen sorgten für die Sicherheit des Hafens.

Die «Toledo» war eine Strasse, wie etwa der «Corso» in Rom, sie war die schönste und längste Strasse von Neapel. In den Gassen herrschte ein nie endendes Getöse, und es war schwierig durchzukommen, wegen den vielen Karossen und der Volksmenge.

Koller «opferte» viele Seiten seines Tagebuches für den Beschrieb dieser Stadt. Es ist auch verständlich, wenn man bedenkt, wie ein junger Bürger aus der Stadt Zwinglis plötzlich ganz andere Dimensionen vor sich hatte. Hören wir weiter:

Fast jede Handwerksgruppe hatte in Neapel ihre eigene Strasse, so die Buchhändler, Goldschmiede, Schuhmacher etc. Sogar eine Judenstrasse existierte, in der zwar keine Juden ihr Handwerk mehr ausübten, weil sie, obwohl aus Livorno hergeholt, nach kurzer Zeit und mit grossen Verlusten wieder zurück geschickt wurden. Der Grund dafür war, dass die Napolitaner den Juden an List und auch an Betrug weit überlegen waren, und deshalb übernahmen sie selbst wieder die gewinnbringenden Betriebe.

Zwei Sachen liebte der Zürcher an den Häusern der Stadt, einmal die vielen hübschen Balkone, auf denen die lieblichsten Blumen leuchteten, die jedes Auge erfreuten. Zum andern gefielen ihm die flachen Dächer, auf denen zur Sommerszeit bis tief in die Nacht Familientreffs abgehalten wurden.

Jean Jaques stellte auch fest wie schlecht ein grosser Teil der Bevölkerung gekleidet war, er berichtet von über 60'000 «Lazeroni», alles Leute ohne regelmässige Arbeit, viele davon waren Diebe und Landstreicher. Andere betrieben aber auch kleine Metiers, als Früchte-, Fisch- oder Wasserverkäufer.

«Bey theuren Zeiten regt sich immer ein Aufrührergeist unter den Lazeroni».

Als die allergewöhnlichste Speise der Napolitaner bezeichnete Koller in seinen Ausführungen die Makkaroni, die überall auf den Strassen feilgeboten wurden. «Die langen Schnüre» wurden aus Holztellern mit der Hand geschöpft und so zum Mund geführt. Den Fremden missfiel aber diese Methode.

Hingegen rühmte der Fremde die Lebensqualität hier:

«Was in jeder woleingerichteten Monarchie seyn muss, dass der Gemeine äusserst wolfeil leben kan, der Vornehme sehr theuer leben MUSS, dass die Gewöhnlichsten zum Unterhalt der nöthigsten Lebensmittel auf einen sehr niedrigen Preis gesetzt sind – alles aber, was zum Luxus, zur Gourmandie, zur Pracht gehört, auf einen sehr hohen Preis gesetzt ist».

So konnte z. B. ein «Lazeroni» mit nur 4 Kreuzer am Tag leben, und jeder lebte nach seinem Stand. Auch die Elenden und Unglücklichen fanden immer einen Rat und mussten nicht an Hunger sterben. Die Reichen hingegen leisteten sich Vergnügen und Lustbarkeiten in solchem Ausmass, «dass ihre Beutel immer in Bewegung waren».

Die Fleischpreise lagen höher als zu Zürich, kritisierte Koller, dagegen sei alles Geflügel hier billiger, da fast jede Familie eigene Hühner und Tauben hielt.

Von den unzählbaren Kaffees in dieser Stadt unterschieden sich die «vornehmen» von den anderen meist nur im Preis, so kostete eine «Schale braun» in den ersteren 2 Kreuzer, in den übrigen die Hälfte.

Die vielen Nationalitäten, die sich hier aufhielten, hatten ihre besonderen Treffs. Wollte Koller z. B. Franzosen treffen, fand er sie im «Largo de Castello», Spanier oder Engländer hatten wieder ihre eigenen

Stammlokale. Ein Gemisch von Nationen verkehrte im «Babylon» oder in dem Kaffee «zu den vier Pforten».

Sehr beliebt zur Sommerszeit waren die Eiswasserverkäufer, die kühles, gutes Brunnenwasser mit oder ohne Limonen, den Becher für einen halben Kreuzer verkauften. Es gab welche mit festen «Boutiquen», andere waren «fliegende» Händler, diese zogen mit Fässchen durch die Strassen und riefen lautstark das kühlende Nass aus.

Günstiges und beliebtes Transportmittel bildeten die Kaleschen, die von rassigen, schnellen Pferden gezogen wurden. Und über die Strassenpflasterung berichtet Koller, dass sie aus widerstandsfähigem Lavastein des nahen Vesuvs bestand. Bei Nässe zeigte sich das harte, flache Material als sehr schlipfrig und konnte unter Umständen für Mensch und Pferde gefährlich werden.

Dass die Moral in Neapel und generell in Italien damals ziemlich locker war, davon konnte sich Koller selbst mehrmals überzeugen.

So war z. B. das Wort «Keuschheit» hier ganz unbekannt, selbst Prediger forderten sie nicht, ja diese besuchten selber auch die Bordelle; Liebesverhältnisse von Mönchen waren nichts Aussergewöhnliches.

Eltern aus der «niedrigen Klasse» lieferten oft ihre 12 bis 14 Jahre alten Töchter in die Hände von gut zahlenden «Woll-Lüstlingen».

Nach der Erfahrung von Jean Jaques hatte fast jede vornehme Dame ihren Liebhaber, und ihre Ehemänner hielten sich «standesgemäss» ihre Maitressen.

Als «Luxus des Adels» bezeichnete er Kutschen, Pferde, Bediente und Maitressen. Das schrecklichste war, dass die halbe Stadt Neapel von einem Uebel angesteckt war, das hier als «napolitanische Krankheit» betitelt wurde.

Die «Gala» waren jene Tage, an denen der Hof mit seinen prächtigen Kutschen und ihren «Livrees» ausfuhr. Um das Volk von der Strasse fernzuhalten, lief eine unmässige Anzahl von Bedienten, «Volanten» genannt, jeweils den Kutschen voraus, und bei Nachtausflügen trugen diese grosse Fackeln mit sich.

Soweit Kollers erste Impressionen von Neapel.

Ein königlicher Pferdewettlauf

Koller vernahm von seinem Hausvater, dem alten Walliser, dass König Ferdinand IV. wie immer um diese Zeit zu Caserta einen Pferdelauf veranstalte. Ob er Lust habe, das Fest mitzuerleben, fragte ihn der Alte. Jean Jaques willigte sofort ein.

«Bey dieser Gelegenheit besuch ich zu Caserta einige meiner Schuldner, um das Geld einzutreiben», sagte der Walliser.

Auf dem mehrstündigen Weg nach Caserta begann der Walliser aus seinem Leben zu erzählen:

«Mit elf Jahren riss ich zusammen mit 3 Schulkameraden aus meinem Walliserdorf aus, aus Furcht vor dem Schulmeister, den wir durch einen bösen Streich verärgerten. Es war an einem Abend, der Schulmeister befand sich wie gewöhnlich um diese Zeit im Wirtshaus, da nutzten wir seine Abwesenheit und besorgten uns einen Geissbock und sperrten diesen in die leere Schulstube, die gleichzeitig auch Wohnstube war. Wir warteten die Dunkelheit ab, bis der Schulmeister von seinem Schoppen zurück kehrte. Den weiteren Verlauf beobachteten wir aus einem sicheren Versteck. Der Ahnungslose betrat seine Stube und wollte gerade Licht machen, als – oh weh! der Geissbock aus seiner ungewohnten Umgebung heraus wollte und dabei mit voller Kraft gegen den Schulmeister rannte und den zu Tode erschrockenen «Eindringling» zu Boden warf. Mit Mordiogeschrey flüchtete er ins Freye, dabei stiess er böse Flüche und harte Strafen gegen seine Schüler aus, worauf wir in der Dunkelheit verschwanden.»

Die beiden gönnten sich eine kurze Verschnaufpause, dann fuhr er mit seiner Erzählung weiter:

«Ganz früh am anderen Morgen flüchteten wir vier Bösewichte aus dem Dorf und begegneten einem Viehhändler, der ins mayländische reiste und wir durften uns ihm anschliessen.

In Mayland trennten wir uns, und ich blieb dort 3 Jahre. In dieser Zeyt traf ich einen Engländer, ein reicher Mann, der mich sogleich engagierte, er hätte mich gern als Bedienten in sein Land mitgenommen, doch ich lehnte aus Religionsskrupel ab, das heisst ich musste, weil mein Beichtvater mir verbot, in ein ketzerisches Land zu gehen.

Kurz darauf kehrte ich wieder zurück, ins Wallis, doch nicht für lange. Meine herrschsüchtige Schwester brachte es fertig, dass ich nach Italien zurück ging.

Unterdessen bekam ich die Nachricht, unsere Mutter sey gestorben, also reiste ich nochmals nach Hause, aber meine liebe Mutter war schon unter dem Boden. Nach der Erbtheilung, verliess ich sofort wieder mein Dorf und reiste mit den geerbten 16'000 Taler nach Neapel».

«Und hatten sie kein Glück?» wollte Jean Jaques wissen.

«Leider nicht»...

«Ich versuchte allerley Handel, dabey verlor ich fast all mein Geld. Gottlob fand ich eine liebe Frau, ich heytratete in ihr Haus, wo wir mit Zimmervermieteten uns recht gut durchschlagen können, und zeytweise arbeite ich als Commis bey einem Kaufmann».

Unterdessen kamen sie in Caserta an, der alte Walliser ging seine Schuldner aufsuchen, und Koller schlenderte auf den Platz vor dem alten Palast und bestaunte eine Menge von Karossen und Kaleschen. Hunger und Durst trieben ihn in ein nahe liegendes Wirtshaus, aber das Essen schmeckte nicht, er verliess das Haus und interessierte sich für die «Vaccaria» des Königs, der sich eine beträchtliche Anzahl Schweizerkühe hielt. Die Einrichtung gefiel dem Städter, aber noch mehr Vergnügen hatte er an einigen spanischen Doggen, die auf dem Platz herum tollten.

Koller wusste, dass einige Freunde von ihm sich schon seit Tagen aufmachten, um das Schauspiel hier zu besichtigen.

Etwa eine Stunde vor dem ersten Lauf schlenderte der Zürcher der ganzen Laufbahn entlang und betrachtete zu beiden Seiten das sitzende oder stehende Volk und hoffte seine Bekannten zu sehen, was bei dieser Menge aber schwierig war.

Vor der königlichen Tribüne blieb er stehen und beobachtete in Ruhe und ganz nah die königliche Familie. Die Tribüne bestand aus drei Theilen. Im ersten befand sich der König mit dem ersten Prinzen, rechts daneben sass die Königin mit den übrigen Kindern und mehreren Hofdamen, links von der Königsloge befanden sich einige der vornehmsten «Hofcavaliers».

Unten, wo der Zürchergast stand, begannen Hofmusikanten Musik zu spielen. Es herrschten gutes Wetter und eine fröhliche Stimmung, alles wartete gespannt auf das Erscheinen der Wettkämpfer.

Die erste Gruppe erschien, es waren ein paar Unbekannte, die mehrere Vorläufe machten, doch die Spannung unter dem Volk war nicht weniger gross, denn sie machten unter sich Wetten ab. Der Start erfolgte jeweils etwa 50 Schritte weg von Koller, er sah, wie die Reiter, alles kleine leichte Männer, ihre Pferde hart antrieben, die schnaubend um die Bahn

galoppierten. Der erste Sieger war ein Römer, dem die Königin persönlich mit einem Blumenstrauss gratulierte.

Der Höhepunkt des Tages aber war der Wettlauf zwischen nur zwei Pferden, nämlich das Pferd des Königs gegen das des Prinzen Potera, dabei winkten dem Sieger 12'000 Dukaten.

Das Ross des Prinzen beschrieb Jean Jaques als ein «unvergleichlicher Napolitaner», während der König selbst einen «feurigen Engländer» stellte.

Kurz nach dem Start nahm der «Engländer» so starke «Absätze», dass er den «Napolitaner» überflügelte, der heftig, aber erfolglos, von dem kleinen, ganz in weiss gekleideten Reiter, gepeitscht wurde. Der «Engländer» gewann schliesslich den Wettlauf mit einem grossen Vorsprung. Auf der Tribüne herrschte grosser Jubel, dasselbe natürlich beim Volk. Koller bemerkte, wie sich der König riesig freute, etwa so, wie wenn ein kleiner Bub beim Murmelspiel gewann.

«Er fand so im Kleinen das Grosse», dachte Jean Jaques.

Von dem König und seiner Familie wusste der Zürcher bereits einiges zu berichten, so beschreibt er den Monarchen als einen Mann von langer Gestalt, mit langen, blonden, gelbweissen Haaren. Sein Gesicht war sonnengebräunt, wohl deshalb, weil er sich oft in der freien Natur aufhielt. Er liebte die Jagd und Bootsausflüge besonders, dabei machte er den «Ruderknecht» selbst. Viel Zeit verbrachte Ferdinand IV. bei den Soldaten auf dem Feld. Seine Miene und sein Gang, schreibt Koller, vermuten eher einen Bauernsohn als einen König.

«Unter der Hand» erfuhr Koller, dass Ferdinand gar nicht ein richtiger Sohn von Karl sei, sondern ein Pächter seiner Mutter wäre sein leiblicher Vater, denn von der Mutter war bekannt, dass sie ein ausschweifendes Leben führte.

Ferdinand wurde bereits als Knabe von neun Jahren zum König gemacht. Beim Volk war er sehr beliebt, er konnte auch wie ein Knecht arbeiten und scheute sich nicht, selbst bei grösster Arbeit Hand anzulegen. Zum andern wurde ihm Wissensmangel nachgesagt, fast alle wichtigen Geschäfte überliess er der Königin oder seinen Ministern. Vor den Ratsversammlungen steckte ihm ein Sekretär die vorbereiteten Worte zu, die der König dann vortrug.

Die Königin beschrieb Jean Jaques als eine schöne, kluge Dame, die auf ihren Gemahl sehr eifersüchtig sei, der sich zwar keine Maitressen



Abbildung 4:

*Ferdinand IV:
trop longtemps fils,
trop souvent père,
trop rarement homme.*

hielt, wie es z. B. in Frankreich üblich war, «aber sonst da und dort neben hinaus geht».

Trotzdem respektierte er seine Gemahlin, sie hatte ja auch den grösseren Einfluss auf die Staatsgeschäfte, ähnlich ihrer Mutter, der Kaiserin Marie Theresia.

Nur in seiner «Soldattesque» liess sich Ferdinand nicht dreinreden. Er formierte aus einer auserlesenen Mannschaft sein Leibregiment, das aus lauter schönen Männern bestand, «Liparati» genannt, weil sie alle von der gleichnamigen Insel aus Sizilien stammten. Es waren stolze Männer mit grüner Montur und begleiteten ihren König stets. Sie waren gut besoldet, sodass sie «wie Herren» leben konnten.

Kehren wir zum Wettlauf zurück, der unterdessen beendet war, auch der Tag neigte sich langsam zu Ende, das Volk zerstreute sich nach allen Seiten. Einem Zufall war es zu verdanken, dass Koller seine Bekannten doch noch antraf, und zusammen suchten sie nach einem geeigneten Logies. In dem Wirtshaus, wo sie ein Quartier fanden, bezahlte jeder einen halben Gulden. Eine Ueberraschung war, dass auch der alte Walliser hier abstieg.

«Haben sie das Geld?» fragte der Zürcher. «Nein – eben nicht», antwortete dieser, «ich bin ohne einen Heller eingetrieben zu haben wieder hier», meinte er enttäuscht.

Am Morgen besichtigten die Freunde den damals noch unvollendeten Palast von Caserta mit seinen Gärten. Es hiess, dass selbst Versailles nicht mit diesem prächtigen Gebäude zu vergleichen wäre, wenn es einmal fertig erstellt sei.

Luigi Vanvitelli, ein damals berühmter Architekt, war der Erbauer dieses Palastes.

Von den vielen Gemälden, die später einmal die Räume verschönern sollten, waren bereits zwei Meisterstücke zu bewundern. Es waren Werke von dem noch in Rom lebenden deutschen Maler Anton Raphael Mengs (einer der Begründer des Klassizismus). Geboren wurde Mengs am 22. März 1728 in Aussig, Böhmen. Er war über eine längere Periode Hofmaler in Dresden, später in gleicher Funktion in Madrid. Hier konvertierte Mengs zum Katholizismus, 1762 verfasste der Künstler ein Buch mit dem Titel: «Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei».

Jean Jaques gelüstete es, noch einiges von der äusseren Umgebung zu sehen. Für ein paar Soli erkaufte er sich von einem türkischen Skla-

venaufseher den Eintritt in das zum Palast gehörige «Lustwäldchen» mit einem grossen Teich, auf dem sich die schönste Blütenpracht von Seerosen präsentierte. In der Seemitte befand sich eine kleine Insel. Jean Jaques lehnte sich genüsslich an das Gatter, welches den See einfriedete und «hängte wollüstigen Träumereyen nach», er stellte sich dabei vor, zusammen mit Lisette auf der kleinen Insel zu leben –.

Die folgende Nacht verbrachten die Freunde nicht mehr im Wirtshaus, sondern im Haus eines Sekretärs des Ministers San Buca.

Voller Sehnsucht und Heimweh sass Jean Jaques am 3. Mai 1779 in seiner Kammer, es war just der Tag, an dem er genau vor einem Jahr von seiner Lisette Abschied genommen hatte. Verträumt blickte er aus dem Fenster, hinunter auf die in voller Blüte stehenden Gärten. Wie gerne würde er jetzt seiner Geliebten einen Strauss dieser herrlichen Pracht der Natur überbringen. Anstatt der Blumen nahm er Papier und einen Kiel, dachte einen Moment nach, dann tunkte er die Feder vorsichtig in das Tintenfasschen und begann:

«Theuerste Lisette, nim ihn, meinen bebenden Kuss noch einmal; ach nim ihn auf meine Edle. Lass mich Deine reine Brust noch an die meine drücken, an meine allzu harte Felsenbrust. Du liebst deinen Koller noch, diesen wilden, dem seither so viele Weltgedanken durch seine Seele gefahren sind...»

Dann ging der Schreiber auf einen der letzten Briefe seiner Braut ein, wo sie darin nähere Angaben über den Freitod von Gottwald Ensslin machte, dem damaligen Sekretär von J. C. Lavater. Die Tat geschah vor einem Monat und erschütterte auch Koller, er schrieb, wie er diesem kranken, jungen Menschen mit den Worten von Rousseau vielleicht hätte helfen können:

«Jeune insensé ! s'il te reste au fond du coeur le moindre sentiment de vertu, viens que je t'apprenne à aimer la vie . . . Le suicid est un mort furtive et monteuse c'est un malfait au genre humain».

Jean Jaques schrieb weiter, dass er den sehnlichsten Wunsch habe, zurückzukehren, doch das Schicksal wolle, dass er sich ausser Stande fühle, es sofort zu tun. Auch mache er sich grosse Vorwürfe, Fremden mit Geld ausgeholfen, ihrem Vater aber die Soforthilfe versagt zu haben.

Mit diesen und ähnlichen Worten vertröstete er seine Liebste immer wieder, denn im Grunde wusste er genau, das sein Studieren und Lernen noch nicht beendet war.

Noch am gleichen Tag trug er den lang gewordenen Brief auf die Post. Nach seiner Rückkehr warteten ein paar französische Freunde vor dem Haus. Einer fragte ihn: «Wir beabsichtigen ein bekanntes Karthäuserkloster zu besichtigen, machst du mit?».

Er war einverstanden, und auf einem Hügel wurde das Kloster erreicht. Nebst dem wunderschönen Gebäude bestaunten die Besucher die wertvolle Bildersammlung. Im Refektorium befand sich u. a. ein prächtiges Bildnis des toten Christus. Koller fragte den anwesenden Pater: «Wer hat dieses Werk geschaffen?» worauf der Paterprior antwortete: «Espagnolet war der Schöpfer dieser einmaligen Malerei».

Zum Abschluss der Besichtigung führte der Prior die Gruppe durch den Klostergarten, der neben Blumen und Gemüse noch zahlreiche Obst- und Zierbäume enthielt.

Von allgemeinem Interesse war die königliche Tiersammlung. Koller hatte am Abend des 7. Mai die Gelegenheit, zusammen mit seinem Hausvater, dem alten Walliser, diese Exoten zu besichtigen.

Die Tiere befanden sich in einem speziellen Gebäude, nahe der Madalenabrücke. Zu bestaunen waren ein Elefant, drei Löwen, ein Tiger, ein Strauss und verschiedene Arten von Bären, Wölfe und mehrere Raubvögel, wie z. B. Adler etc.

Ein alter einheimischer Besucher gesellte sich dazu und warnte, zu nahe an die Gitter zu gehen. Während er sein Pfeifchen neu stopfte und anzündete, richtete er mit ernster Miene seinen Blick auf seine zwei Mitbesucher, «ich weiss von zwei schrecklichen Unfällen», begann er und blies den blauen Dunst in die Luft. «Es war vor ein paar Jahren, beim Reinigen der Löwenbehausung, wo jedes Tier zwei Räume zur Verfügung hatte, sodass jeweils bey der Reinigung die Tiere abgesondert werden konnten. Ein junger Wärter glaubte eines Tages, die Trennung korrekt vorgenommen zu haben, doch leider vergass er das trennende Gitter zu schliessen, er stieg ahnungslos von oben herab in die tierlose Behausung und begann mit der Reinigung des Käfigs. Plötzlich stand der Löwe mit grimmigem Aug vor dem Burschen, der entsetzt und wie versteinert dastand. Der Vater des Jungen, der auch Tierwärter und in der Nähe war, bemerkte sogleich den Vorfall. Geistesgegenwärtig nahm er ein grosses Stück Fleisch und warf es dem Löwen zu, doch das Tier reagierte kaum, er blickte nur immer auf sein Gegenüber. Jetzt kamen weitere Helfer, einer mit einer Flinte, doch er traute sich nicht den Löwen zu erschiessen, da dieser Eigenthum des Königs war. Die Zeit verrann

und nach zwei Stunden brachte jemand ein starkes Seil, das nun ganz vorsichtig zu dem jungen Wärter herab gelassen wurde. Zitternd vor Angst band er das rettende Seil unter seine Arme. Mit einem einzigen, schnellen Ruck, wollten die Helfer den Burschen hochziehen – doch der wilde Löwe war schneller, er sprang mit einem gewaltigen Sprung den am Seil hängenden Körper an – ein durchdringender Aufschrei versetzte die Helfer in panischen Schrecken. Eine Rettung war nicht mehr möglich, denn das Tier zerfleischte den Unglücklichen vor den Augen seines Vaters innert wenigen Minuten».

Bevor der Alte die andere Geschichte zu erzählen begann, ergriff er ruhig einen Feuerstein und Lunte aus dem Sack und entzündete sein inzwischen erkaltetes Pfeifchen. Nach zwei, drei Zügen fuhr er fort:

«Der zweite Unfall ereignete sich an der Bärenbehausung, wo eines Tages ein Franziskaner Mönch ganz nah an den Käfig der Bären herantrat, den Vorschriften zuwider.

Er begann mit einem der Bären zu reden, doch nicht genug damit, der Mönch löste das Seil, welches seinen Körper umgab und begann damit den Bären hinter dem Gitter zu reizen, doch diesem war es ganz und gar nicht ums Spielen, wohl packte er die Ordensschnur, aber zog gleichzeitig so stark, dass auch der Mönch selbst direkt an das Gitter gezogen wurde. Der scheinbar wütend gewordene Bär schlug mit seinen Tatzen gegen den am Käfig festgehaltenen Ordensmann und verletzte ihn durch das Gitter so schwer, dass er noch in der gleichen Stund verstarb».

Durch diese Geschichten gewarnt, zogen es die fremden Besucher vor, die Tiere lieber aus etwas Distanz zu bewundern.

Auf dem Rückweg redete der Walliser wieder aus seinem Leben. So gab er eine Liebesgeschichte zwischen ihm und einer piemontesischen Nonne zum Besten.

Auf Anraten des Beichtvaters habe er die Nonne aber bald verlassen und sei nach Sardinien verreist.

Julia, die verarmte Gräfin, lernte Koller etwas näher kennen. Die Freundin der Tochter des Kameenschneiders Mohr begleitete diese auf einem Ausflug, an dem auch der Zürcher teilnahm, der so mit der Gräfin aus Ferrara ins Gespräch kam. Bei dieser Gelegenheit gestand sie dem Gast aus der Schweiz, dass sie vor einiger Zeit ihren Mann verlassen habe, der Offizier zu Parma und leider ein leidenschaftlicher Spieler war. Er vergriff sich eines Tages an der Regimentskasse, spielte und verlor alles.

«Ich ertrug die Schande nicht, denn er wurde zu einer hohen Kerkerstrafe verurteilt. Darauf zog ich mit meinem Söhnchen weg nach Neapel». Dort habe sie sich in einen jungen Kaufmann verliebt. Koller unterbrach die schöne Gräfin: «Verzeihung, aber ich kann verstehen, dass man sich in sie verlieben muss, Compliment».

Julia etwas verlegen: «Aber heiraten konnten wir leider nicht und leben so zusammen, ohne Trauschein».

«Ich habe gehört, dass sie viel Geld verloren haben, stimmt das?» wollte Jean Jaques wissen.

«Ja, das stimmt», fuhr sie weiter, «während einer lauen Sommernacht, wir hatten die Schlafzimmerfenster offen gelassen, habe ich im Halbschlaf Geräusche vernommen und gesehen, wie ein Bursche in das Zimmer stieg. Aus grosser Angst stellte ich mich schlafend, und vielleicht war das meine Rettung, denn es wäre ja möglich gewesen, dass der Bursche mich getötet hätte, wenn ich meinen Freund um Hilfe gerufen hätte. In kurzer Zeit räumte der Dieb die halbe Wohnung aus, das Vermögen, der Schmuck, alles ist mir geraubt worden, sodass ich nun total verarmt bin. Mein Freund ist gezwungen, als Commis zu arbeiten».

Später hatte Koller mit Mohr darüber gesprochen, der alles bestätigte, aber gleichzeitig erklärt: «Julia hat noch einen heimlichen Freund, sagen wir einen Liebhaber, der vermögende Advokat unterstützt die Gräfin kräftig, sodass sie nicht leiden muss».

Auf einer Anhöhe von Granaccio hatten die Ausflügler eine herrliche Aussicht genossen. Hier oben lernte der junge Zürcher einige liebe Menschen kennen, u. a. einen Schweizer, genauer gesagt einen Solothurner, der hier eine Pension und ein Traiteurgeschäft betrieb. Die neu ankommenden Gäste wurden aufs herzlichste empfangen und bedient.

Da war auch einer mit dem Namen Koller, ein Augsburger von Geburt, er hatte grosse Sprachkenntnisse, diente während vier Jahren in Spanien, war Sekretär unter dem Marschall Jauch. Seit acht Jahren lebte er hier in Neapel.

Weiter waren zugegen ein Herr von Warth, aus einer alten Berner Familie stammend. Der Solothurner Traiteur nannte diesen einen «Geizkragen», hingegen meinte Koller: «Es ist eher Klugheit und Sparsamkeit, das diesen Mann auszeichnet».

Während einem längeren Spaziergang, den der Zürcher mit einem weiteren Gast unternahm, erfuhr er einiges über den König, denn sein Gesprächspartner, Herr Mayer aus Villmergen, war zur Zeit Chirurgus

unter den Schweizertruppen hier in Neapel, er erhielt von seinem König einen Orden, dazu 200 nap. Dukaten Gehalt und Pension.

Mayer war Jahre zuvor das Haupt der Freimaurer in Neapel, wo man ihm und seinen Genossen den Prozess machte, mit dem Resultat, dass er zu einem Jahr Gefangenschaft verurteilt wurde, doch der König sorgte für seine vorzeitige Entlassung und setzte ihn mit all seinen Ehren wieder in den Dienst.

Anekdoten über den König Ferdinand IV.

Herr Mayer wusste viele Geschichten aus dem Leben des Monarchen zu erzählen, zum Teil stammen die Anekdoten direkt aus dem Mund des Königs, oder Mayer vernahm diese aus der näheren Umgebung des Hofes.

«Ferdinand ist privat ein einfacher Mensch», begann Herr Mayer mit seiner Erzählung. «Er liebt es, in bürgerlicher Kleydung umher zu gehen, seine derbe Umgangssprache gleicht eher einem Lazzeroni als einem König, aber gerade deshalb lieben ihn seine Unterthanen».

Dann vernahm der Zürcher, wie Ferdinand seiner zukünftigen Gemahlin zum ersten Mal begegnete. Wie sich die Sache in Wahrheit verhielt, müssen wir dem Zeugen der Geschichte überlassen.

Mayer fuhr also fort:

«Einmal hat mir der König von der Begegnung mit seiner zukünftigen Gemahlin Marie Caroline erzählt. Die beiden kannten sich vorher noch nicht persönlich. Als die Auserkorene zu Besuch aufs Schloss von Neapel kam, hatte sie den Wunsch, die königlichen Gärten allein zu bewundern. Zur gleichen Zeit arbeitete Ferdinand in der Rolle eines Gärtners in dem Schlossgarten. Als nun die Prinzessin seinen Weg kreuzte, fragte der König erstaunt: «Wen suchst du?» worauf die Angesprochene bescheiden antwortete: «Ich suche Ferdinand den Vierten, König beyder Sizilien» «Der bin ich!» rief dieser aus und habe ihr gleichzeitig eine Hand unter ihren Rock gesteckt. Bei dieser Erzählung hat mir der König lachend gesagt: «Natürlich stiess sie mich entrüstet zurück und schrie mich an: er soll wissen, ich bin eines Kaysers Tochter und eines Kaysers Schwester!»

Mayer verwies auf die gesittete Erziehung unter ihrer Mutter, der Kaiserin Marie Theresia, und redete weiter:

«Es wird von dem König gesagt, dass er durch sein Vorleben mit der hässlichsten Krankheyt angesteckt wurde, die ihm noch jetzt anhängt, auch habe er seine Frau damit befleckt, doch weiss jeder hier, dass sich die beiden sehr lieben».

Koller hörte schmunzelnd zu und genoss es sichtlich, solche Histörchen sozusagen aus erster Hand zu vernehmen. Der Spaziergang dauerte noch lange, und so kam der Zürcher in den Genuss, noch einige weitere Geschichten aus dem Hof zu vernehmen.

Herr Mayer: «Ferdinand liebt ganz gewöhnliche Ballspiele, wobey auch ganz gemeine Leute hinkommen und zusahen, wie sich der König die Zeit vertreibt, meist in einem weissen Wamms und Hosen gekleiydet».

«Der König liebt auch seine Soldaten», fuhr Mayer fort «und die Kriegsspiele über alles. In Caserta hab ich selbst mitbekommen, wie er sich ein kleines Castell mit einem richtigen militärischen Laufgraben und Bollwerken erstellen liess, um seinem Zeytvertreib, dem Kriegsspiel zu huldigen, das so vor sich ging:

Zuerst musste seine Leibgarde, die Liparati, über eine längere Zeyt das Castell kriegsmässig belagern, um es schliesslich einzunehmen, samt seiner Bewohner. Diese, die Königin mit ihren Hofdamen, wurden als ihre Gefangenen erklärt. Das ganze Spiel endete mit einem Frieden, der bey vollen Gläsern auf dem Canapé beschlossen wurde.

Gerade kommt mir noch ein weiteres Histörchen aus seiner Militärzeyt in den Sinn», sagte der Chirurgus, «nämlich, als der König wieder einmal zu Caserta seine Armee musterte, waren auch sämtliche königlichen Stabofficiers zugegen. Alles stand stramm, als der König plötzlich seine ganze Generalität stehen liess, um einem Schwarm vorbeifliegenden Schnepfen nachzujagen:

Die Herren können warten, aber die Schnepfen flögen davon!».

«Haben sie noch mehr von diesen Geschichten auf Lager?» fragte Koller ungeduldig. «Ich wills versuchen», antwortete Mayer. «Wie sie ja schon wissen, führt Ferdinand zwar das Leben eines Landjunkers, aber er kann auch wie ein Gemeiner arbeiten oder eigenhändig eine Barke führen, er versteht es fachmännisch, die Ruder kräftig zu schlagen, ungeachtet der Schwielen hinterher.

Und wie schon einmal gesagt, er liebt und achtet seine Gemahlin sehr, doch hie und da lässt er sich mit dubiosen Frauenzimmern ein, aber öffentliche Maitressen darf er sich keine halten.

Einer Hofdame kam es einmal teuer zu stehen, als diese dem König Anlass zu einem Geplänkel gab, welcher darauf mit verliebten Blicken reagierte. Seine eifersüchtige Gemahlin bemerkte aber das Getue und liess die Dame prompt vom Hofe entfernen». Mayer machte eine kleine Pause, dann fügte er bei:

«Bekannt ist auch, dass sich die Napolitanerinnen nicht sehr nach dem König drängen, denn er bezahlt schlecht...»

Noch immer auf dem Weg durch die Campagne erblickten die zwei Wanderer ein Wirtshausschild an einem alten, etwas zerfallenen Haus. «Kommen sie», ermunterte Koller den Chirurgus, «bey einem Glas Wein lässt es sich noch besser plaudern».

Ein Bub, wahrscheinlich der Sohn des Wirts, bediente die beiden. Der Anblick des Knaben brachte Mayer auf eine weitere Geschichte, nämlich eine Begebenheit aus der Kindheit des Monarchen, der ja bekanntlich bereits im Knabenalter von seinem Vater Carl zum König beider Sizilien gemacht worden war.

«Zu jener Zeit», begann der Chirurgus, «hatte der Knabe Ferdinand noch nicht viel selbst zu entscheiden, der Marquis Tanucci handelte an seiner Stelle. Doch einmal wagte der junge König während einer Sitzung sich für einen Verbrecher einzusetzen, den er für nicht schuldig hielt. Seine Fürbitte wurde aber vom Rat abgeschlagen. Enttäuscht zog sich darauf der Geschlagene in seine Kammer zurück und beweinte seine Niederlage. Einzigen Trost fand er bey seinen gefiederten Freunden, die er sich leidenschaftlich in mehreren Käfigen hielt. Plötzlich stand der junge Ferdinand auf, öffnete alle Fenster des Gemachs, schritt darauf zu den Käfigen, machte die Türchen auf und verabschiedete sich von seinen geliebten Vögeln mit den Worten: so kann ich doch wenigstens euch die Freihayt schenken».

«Eine rührige Geschichte», meinte Koller nachdenklich und füllte die in der Zwischenzeit leergetrunkenen Gläser nach: «Prost, salute!»

Nach diesem Schluck stellte Mayer sein Glas ab und wischte sich den Schweiss von seiner Stirne ab und sagte zu Koller: «Das also waren nur einige von vielen Geschichten, aber ich glaub, für heut ist es genug».

Da die Zeit sowieso zur Umkehr mahnte, bedankte sich der Zürcher bei seinem Bekannten für die köstlichen Geschichten. «Ich will sie mir alle noch heut aufschreyben», sagte er und beglich beim Wirt die Schulden. Darauf begaben sich die beiden Herren wieder auf die Landstrasse, heimwärts, ihrem Gasthof zu.

Das Ende einer hoffnungslosen Leidenschaft

Nach einer fürchterlichen «Tröckne» regnete es endlich wieder einmal nach Monaten. Jean Jaques blieb zu Hause, weil es damals hiess, es sei gefährlich die Ausdünstung der Erde einzuatmen, welche der Regen nach einer solchen Trockenheit verursache.

Wir zählen Ende Juli 1779, und Koller wartete seit über zwei Monaten auf Post von seiner Braut. Das schmerzte ihn sehr, und er glaubte den Grund in ihrer Eifersucht zu sehen; dabei musste er ihr sogar Recht geben, denn Lisette wusste vielleicht nicht mehr, wie sie sich verhalten sollte nach all dem, was er über Therese geschrieben hatte.

Jean Jaques suchte krampfhaft nach einer Lösung und Erklärung dieser hoffnungslosen Leidenschaft, die zwar weniger ihn als Therese betraf. Nach einer längeren Zeit des Nachdenkens nahm er sich zusammen und begann an einem Brief, worin er versuchte, sein Tun zu rechtfertigen, nicht ohne Selbstanklage.

«Mein Kopf ist verstöhrt, ich hab keine Lust zu leben mehr in mir, und deine Briefe mangeln mir sehr».

Dann begründete er einmal mehr, warum er noch immer in Neapel weile, denn er befürchtete, dass ein Leben in seiner Vaterstadt ihm nicht mehr gefallen könnte, «eine gewisse Kleingeisterey und elendes, geniertes Leben kan ich nicht mehr ausstehen...»

Erst im späteren Verlauf des Briefes, nach langen und komplizierten Windungen, kam er auf die Geschichte mit Therese zu sprechen.

«Ich wolt anfänglich einer unglücklichen Familie helfen, doch die nähere Bekanntschaft gab meinem Leben eine besondere Richtung, ohne die alles nicht so weit gekommen wäre, sogar das Studieren kam zu kurz, es begann ein greuelhafter Angriff auf mein Herz, und glaub in ein ganz zuwidres Leben geraten zu seyn. Meine Seele verirrt sich in einem Labyrinth».

Jean Jaques zitierte Rousseau und meinte, dieser hätte wohl aus Erfahrung geschrieben: «Es ist schwer, die grosse Welt wol zu beurteilen, weil solange man im Taumel der Anschauung ist, könne man keinen umfassenden Blick werfen.»

Obwohl in der Zwischenzeit von Therese und ihrer Familie etwas von dem ersten Glanz abgebröckelt war, sprach Jean Jaques von der jungen Frau noch immer gut, er nannte sie die «Edelste» der Familie, gestand

aber gleichzeitig: «Ich kenn sie aber bis heut noch immer nicht bis auf den Grund...»

«Hochmütig ist Therese nicht», schreibt er und beantwortete damit eine Aeusserung seiner Braut mit einem Beispiel:

«Einmal hat sie von einem Florentiner erzählt, der die schönsten blonden Haare weit und breit besass. An einer Tafel fragte ihn jemand aus Spass, ob er sein Haar weiterhin in Ehren halten und nicht abschneiden wolle. Die Antwort lautete, dass er sich daraus gar nichts mache. Darauf setzten die anwesenden Gäste ihn sogleich auf die Probe. Er selbst verlangte nach einer Schere und schnitt sich kurzerhand die schönsten von seinen Goldlocken ab. Therese sah darin eine heroische Handlung, ich aber bewertete es eher als kindisch und fragte Therese:

Sie wären also auch im Stand, sich die Haare abschneiden zu lassen? Warum nicht, versetzte sie und weiter, wenn es von einer lieben Hand geschehe. Also, hab ich darauf geantwortet, sie geben eine grosse Anhänglichkeit zu mir vor, wollen wir die Probe auch machen? Darauf Therese; wie sie wollen, und ging hinaus holte eine Schere und in wenigen Schnitten war die schönste Pracht weg, was mich hinterher selber reute, weil sie danach eine wirklich sehr wüste Figur machte. Sie aber zeigte keinen Unwillen, im Gegentheil, sie zeigte sich zufrieden mir gegenüber diese Probe gegeben zu haben».

Nach dieser Lobung gestand er ein, dass zweimal die Versuchung an ihn heran getreten sei, so an einem Nachmittag am 18. April:

«An diesem Tag weilte ich bey der Familie von Therese. Nach dem Mittagessen wolt ich mich in einem Nebenzimmer etwas ausruhen. Nach einer gewissen Zeyt vernahm ich, wie Therese in das Zimmer kam und glaubte, ich schlafe. Sie näherte sich mir, nahm meine Hand, küsste sie und meine Stirn. Darauf zog sie sich wieder zurück. Ich gesteh, ich hab diese zarte Begegnung genossen».

Etwa zehn Tage darauf geschah etwas ähnliches. Jean Jaques sass mit Therese auf dem Canapé, während die Mutter auf ihrem Stuhl eingeknickt war. Er selbst war in einem Halbschlaf und hatte seinen Kopf an die Schulter von Therese gelehnt.

«Plötzlich kam über mich ein Verlangen, Therese zu küssen, dabei muss sie das gleiche empfunden haben. Auf alle Fälle haben wir uns zum ersten Mal zärtlich geküsst, dabei flüsterte Therese mir zu: «Oh Jean, comme tu es digne, d'être aimé...», dann ist die Mutter erwacht, und es blieb bey diesen Berührungen».

Auf dieses Geständnis hin tröstete er seine Verlobte mit den Worten: «Ich hab bey diesem tête à tête nur immer an dich gedacht und die ausgetauschten Küsse sollen das Zusammenfliessen der Seelen heiligen».

All dies schrieb er wohl ein bisschen naiv, aber offen und ehrlich, auch ein gewisser Stolz ist unverkennbar in seinen Zeilen zu finden.

«Es befreyte einen Knopf in meinem Herzen», damit meinte er sein Geständnis.

«Ich bin nun ernüchtert», heisst es weiter in seinem Brief, «und hab die grossen Mängel an dieser Familie entdeckt, vieles was sie mir erzählten, stellte sich als Lügen heraus, sogar Therese selbst gestand ein, mich belogen zu haben. Ich hab der Familie schon mehrmals angedeutet, ich wolle wegziehen, aber Therese reagierte jeweils mit hysterischen Anfällen.

Lisette, ich gestehe meine grossen Fehler ein, verzeih mir – ich beabsichtige ernsthaft diese Beziehung zu lösen».

Die Fortsetzung des Briefes erfolgte am nächsten Tag. Darin berichtete Jean Jaques nochmals die Szenen aus den ersten Tagen bei dieser Familie:

«Wegen einer angeblichen Ehrenschild bat mich damals die Mutter von Therese um ein Darlehen von 18 Dukaten. Am Abend vorher kam eine Frau aus der oberen Etage in die Wohnung von Therese. Der Sinn des Besuches war nur, um plaudern zu können. Mit dabei hatte sie einen Beutel, den sie fertig lismen wollte. Das gab mir dummerweise den Anstoss, meinen von Dir gemachten Geldbeutel vorzuzeigen, dabei bemerkten die anderen seinen wertvollen Inhalt und das war wol der Grund der Anfrage des Darlehens gewesen».

Er nannte sich selbst zu vertrauensselig, er habe einfach zu vieles geglaubt. So erzählte die Mutter von Therese über die guten Kontakte zu dem päpstlichen Nuntius und den vielen Visiten bei Prinzen sowie dem französischen Konsul, Gesandten etc. Die Familie hatte es einfach verstanden, dem Zürcher etwas vorzumachen.

Auch habe er erfahren, schrieb Koller, dass Therese schon seit längerer Zeit dem Marchese de la Cruz in Genua versprochen war. Dieser habe ihr bereits 10'000 genuesische Pfund verschrieben, die er erst kürzlich wieder geltend machte. Therese aber beteuerte immer wieder, sie liebe diesen Marchese nicht, sie möchte lieber ihn, Jean Jaques. Dieser fand, dass all seine gelesenen Romane harmlos wären gegenüber der Situation hier. Trotzdem war diese Beziehung doch etwas mehr als oberflächlich,

denn auf kritische Bemerkungen von Seiten Brunners reagierte Jean Jaques:

«Ich sage mit Brunner, Therese ist nicht Lisette, aber ein Edelmädchen ist sie, für Brunner aber ist sie nicht und er nicht für sie».

Nach diesem langen Brief der Rechtfertigung vergingen aber noch Monate, bis er sich endgültig von Therese trennen konnte, denn sein Herz war noch immer hin und her gerissen.

Erst im Wintermonat 1779 verliess der Zürcher seine hoffnungslose Leidenschaft.

Er bestellte eines Tages Therese zur Kirche San Giacomo und redete mit ihr über die unmögliche, ausweglose Situation; sie möchten sich als gute Freunde trennen. Dabei verriet er aber nicht seine Absicht, in Bälde zu verreisen, er wollte beiden eine schwere Abschiedsszene ersparen. Trotzdem bekam Therese wieder ihren Anfall von Hysterie, nur liebes Zureden beruhigte sie etwas. Darauf trennten sie sich mit einem ganz normalen «Adieu».

Nach diesem letzten Treffen schrieb er aber doch noch ein «Abschiedsbillet», welches er in einem Nachbarhaus zu Handen an Therese hinterliess.

Die letzten Tage in Neapel

Als «einen Winter wie ein Frühling oder Herbst» bezeichnete Koller den Christmonat 79. Aber in seinem Herzen war es nach seinen Worten «ewiger Winter». Aehnlich dem jungen Werther, mit dem er sich immer wieder verglich, so litt auch Jean Jaques unter grossen seelischen Schwankungen. Die Zärtlichkeit seiner «theuersten Lisette» fehlten ihm sehr.

Noch am gleichen Tag, an dem Therese verliess, bezog der Zürcher sein neues Quartier, nämlich bei dem Solothurner Traiteur, der auf der Höhe von Gran Caccio lebte. Von seinem Zimmer aus hatte er einen überwältigenden Ausblick, und direkt unter ihm lagen die weitläufigen Gärten des Prinzen Franco Villa.

Endlich – am 28. Dezember fand sich Koller auf der Postliste, fast zitternd fragte er nach seinem Brief. Der Mann von der Post blickte über seine Brille hinweg und fragte nochmals nach seinem Namen, den Koller kaum hörbar aussprach. «Koller, Jean Jaques», antwortete er diesmal

etwas lauter. Der andere stieg gemächlich von seinem Hocker und begab sich in einen Nebenraum. Nach einer geraumen Zeit kam er mit einem Brief in seiner rechten Hand zurück und übergab ihn wortlos dem Wartenden.

«Grazie!» rief er beim Hinauslaufen, er empfand, als rufe eine himmlische Stimme zur einzigen, für ihn möglichen wahren Glückseligkeit und sprach halblaut vor sich hin:

«Ohne deine Briefe bin ich wie ein unbewässerter Garten, ohne Blüte, ohne Trieb».

Erst zu Hause öffnete er den lang ersehnten Brief, der gute, liebe Worte enthielt, sodass er den Brief an seine Brust hielt und ausrief:

«Oh theuerste, oh zärtlichste Lisette, misskenne deinen Koller nicht, aber verzeih ihm», dabei wusste er genau, dass seine Braut ihm längst verziehen hatte.

Im Haus des Traiteurs wohnte auch ein St. Galler, namens Zollikofer, dessen Patron der englische Mylord Webb war.

Er solle diesen doch einmal in seiner Locanda aufsuchen, ermunterte der St. Galler den Zürcherstudent.

«Vielleicht», sagte Jean Jaques, und im Verlauf des Gesprächs erzählte er von Therese und ihrer Familie. Sein Gesprächspartner kannte selbst die Familie, und er warnte eindringlich vor weiteren Kontakten, denn diese wären bekannt für dubiose Machenschaften. Koller bemerkte, dass am Nebentisch ebenfalls Schweizerdeutsch gesprochen wurde, und nach dem Mittagessen wechselte er zusammen mit dem St. Galler seinen Platz, hinüber zu den Landsleuten. Nach der gegenseitigen Vorstellung erfuhr Jean Jaques von diesen Leuten von einem seltsamen Treffen. Herr und Frau Rusch, so hiessen sie, erzählten, wie sie vor einiger Zeit mit einer Person zusammen getroffen wären, die er, Koller, kennen müsse. «Wir waren zwischen St. Gallen und Oberglatt in einem Wirtshaus, da befand sich u. a. eine kleine Gruppe aus Zürich», und Herr Rusch erwähnte: «Auch ein schönes, junges Fräulein war dabei».

«Etwa die Jungfer Bachofen?» fragte Jean Jaques ungeduldig.

«Ja, ja, so ist es», sagte Herr Rusch. Vor lauter Freude und Rührung konnte sich der Zürcher seiner Tränen nicht mehr wehren. und wollte diesen Zufall fast nicht wahr haben.

Noch immer in Neapel, begann sich Koller um seine weitere Zukunft zu sorgen und überlegte sich, ob er vielleicht für ein paar Monate hier um eine Anstellung suchen sollte. Ein Mister Smith aus dem englischen

Ministerium des Seewesens ermunterte den Zürcher sich zu bewerben; Dieser meinte: «General Acton, ein Irländer von Geburt und königlicher Minister, hat unter Umständen eine für sie passende Stellung». Darauf suchte Jean Jaques sofort seinen Freund, den Pater Torre auf, um ihn um Rat zu fragen. Dieser glaubte, es wäre besser, die Sache vorher dem Minister Hamilton zu unterbreiten, den er gut kenne.

Sogleich liess der Pater einspannen und die beiden fuhren mit der Kutsche zu dem Seeministerium.

Minister Hamilton war bereit, die Bittsteller zu empfangen. Nach geduldigem Anhören meinte aber dieser:

«Leider seh ich keine Möglichkeit, Leute nur auf Recommandation hin beim General Acton zu engagieren, nicht einmal meinen Bruder. Was zählt, ist Talent!»

Enttäuscht durch diese Antwort, fuhren Koller und Torre wieder zurück. Doch Jean Jaques gab noch nicht auf, denn ein paar Tage darauf, meldete er sich ein weiteres Mal im Ministerium, um diesmal direkt mit dem General Acton zu reden. Dieser empfing ihn recht freundlich, liess den Zürcher Platz nehmen und hörte sich die Sache an. Doch auch diesmal hatte der Bittsteller kein Glück, denn der General zweifelte zwar nicht an seinen Fähigkeiten, doch er sah momentan keine Möglichkeit für eine passende Anstellung. Mit vielen guten Wünschen entliess er den Bewerber.

Dies war der Moment, wo sich Jean Jaques entschloss, so bald als möglich zurück nach Rom zu reisen, um dort sein Studium zu beenden. Er wusste, dass der Patron von Zollikofer in den nächsten Tagen nach Rom fahren wollte, also meldete er sich bei dem Mylord Webb. Dieser sagte zwar, dass er erst gegen Ende März verreisen werde, er wäre aber bereit ihn mit der Kutsche mitfahren zu lassen.

Jean Jaques schrieb noch einen letzten Brief aus Neapel an seine Braut:

«Neapel, 21. Februar 1780, zärtlichste Lisette, endlich hab ich nach so langem Sehnen wieder eine ruhige Stunde, dass ich Dir schreyben kann. Es rückt gegen Mitternacht an, alles ist ruhig, Menschen und Tiere schlafen, das Gekarre der Wagen und das Rufen und Gewimmel der Leute hat sich in leblose Stille verwandelt, nur der Wind schlägt heftig an die Fenster, heult in die Winkel und raspelt über das Meer her, die stürmischen Wogen rauschen ans nahe Gestad.

Ach ! mein Herz ist stürmischer als das Meer, härter als die rohen Felsen, die es erklingen macht . . . »

Am Schluss des poetischen Briefes heisst es: «dies ist mein letzter Brief aus Neapel, adressiere Deine Briefe an die Post in Rom. Dein Koller».

Rom 1780

Etwas früher als vorgesehen reiste J.J. Koller schon in den ersten Märztagen mit dem Mylord Webb nach Rom zurück. Durch die Vermittlung von Pater Torre bekam er bei einer netten Familie ein neues Logis. Die Frau dort erinnerte ihn an eine Schwester von Lisette, nämlich an die Frau Pfarrerin zu Oberglatt.

Der Mann der Logisgeberin war Maler von Profession.

Das kleine, aber niedliche Zimmer, in dem Jean Jaques hauste, bot einen aparten Ausblick gegen den spanischen Platz. Hier fühlte er sich wieder frei, sein Leben war nicht mehr in einem Zwiespalt, nur das geborgene Geld, das er wahrscheinlich nie mehr zurück erhalten werde, belastete sein Gewissen noch sehr. Aber weniger der materielle Verlust schmerzte, es war vielmehr sein missbrauchtes Vertrauen, das weh tat.

In einem ihrer letzten Briefe fragte Lisette ihren Verlobten nach einem gewissen Doktor Carlo Branciforti, der aus Rom stammte, aber z. Zt. in Zürich lebte. Sie wollte mehr über diesen erfahren.

Jean Jaques brachte hier in Erfahrung, dass dieser Doktor ein Neffe von dem Kardinal Branciforti war, und unter seinen Verwandten figurierten u. a. der Prinz della Potera sowie andere grosse Fürsten. Dies wollte er seiner Braut noch mitteilen und sie gleichzeitig bitten, ihm mehr von Brancifortis Leben zu Zürich zu berichten.

Fast jeden Tag war der Zürcher mit einem neuen Bekannten zusammen, nämlich mit dem Pater Bertola, inzwischen wurden sie sogar Freunde. Koller bezeichnete ihn als den «zartesten und feinsten» Dichter Italiens. Dieser war auch ein grosser Verehrer von dem Zürcher Dichter und Maler Salomon Gessner, mit dem er fleissig Briefe wechselte. Bertola gab dem Zürcher mehrere Briefe von Gessner, mit der Bitte, diese zu übersetzen, zudem überliess der Pater seinem Gast mehrere Bücher mit dem Auftrag, sie bei seiner Rückkehr nach Zürich Salomon Gessner zu überbringen, was Koller auszuführen gedachte.

Dazwischen studierte er fleissig weiter und besuchte weiterhin die Bibliothek der Minerva.

Während der Osterfesttage nahm er sich aber einige Tage frei und holte das nach, was er im Vorjahr verpasste, weil er bekanntlich um diese Zeit in Neapel war. Die Osterfeierlichkeiten in Rom galten damals weltweit als etwas besonderes. Einen ersten Höhepunkt erlebte er in der sixtinischen Kapelle mit dem Miserere, einer Musik, die laut Koller an Feinheit und Klarheit alle Musik übertraf. Die auf der ganzen Welt berühmt gewordene Komposition von vokaler Kirchenmusik wurde in Rom nur während den hohen Ostertagen aufgeführt, und gesungen werden durfte sie nur vom papsteigenen Chor, dessen Reinheit wie «Engelsstimmen» auf die Zuhörer wirkte.

Jean Jaques war von dieser Musik so entzückt, dass er sich vornahm, diesen einmaligen Vortrag noch mindestens zweimal anzuhören.

Einen weiteren grossen Eindruck erhielt er in der St. Peterskirche, wo er den Auftritt des Papstes mitverfolgen durfte.

«Er eröffnete jeweils das Zeremoniell auf seinem Thron sitzend. Sämtliche Kardinäle und Prälaten umgaben das Kirchenoberhaupt. Das alles wurde beschützt durch die festlich uniformierten Schweizergardisten mit ihren Hellebarden».

Der Zürcher hielt sehr viel von ihnen, im Gegensatz zu den übrigen Schweizer Söldnern, die viel zerstreuter lebten und keine schweizerische Eigenart mehr hatten. «Doch beyde Sorten», so Koller, «krankten an dem Gleichen, nämlich der Gewinnsucht...»

Durch einen Sohn des Obristen der Schweizergarde wurden ihm und einigen Freunden eigene Plätze zugewiesen, wo sie um neun Uhr am Vormittag das «hohe Amt» mitverfolgen durften. Während der feierlichen Zeremonie liess sich der Papst durch die Prälaten seinen Mantelsaum und von anderen Kirchenmännern die Füsse küssen.

Noch ehe das «hohe Amt» ganz zu Ende war, begab sich Koller in einen Vorsaal der Kirche, wo er sich mit Herrn v. Salis und anderen Freunden über das Fest unterhielt.

Zusammen mit von Salis zog Jean Jaques am eigentlichen Ostertag zum Petersplatz, auf dem eine riesige Menschenmenge das Erscheinen des Papstes auf seinem Balkon abwartete, und wieder hatten die zwei Schweizer das Privileg, auf einem exklusiven Platz die Zeremonie anzuschauen.

Nach dem «Urbi et orbi» trennten sich die Freunde, Koller bedankte sich nochmals bei dem Sohn des Kapitäns der Schweizergarde für das Entgegenkommen.

Er kehrte zurück zu seinem Traiteur. Von dem erlebten Trubel hatte sich Jean Jaques noch nicht ganz erholt, doch unterdessen kam der Hunger auf, er setzte sich zu Tisch und ass mit einem grossen Appetit sein Nachtessen.

In seiner Kammer stellte er sich einen provisorischen Plan zurecht, wie und wann er in seine Heimat zurückreisen sollte, denn das Studieren war praktisch abgeschlossen. Das Patent sollte er in den nächsten Tagen erhalten, das laut dem Rat, Herr von Reiffenstein, als «magna cum laude» ausfallen würde. Seine Hoffnung war jetzt gross, in Zürich als Ratsprokurator arbeiten zu können.

Zuerst musste er sich um seinen grossen Koffer kümmern, der noch immer bei dem englischen Mylord lag. Diesen würde er dann bis Ancona voraussenden. Er selbst rechnete sich aus, in etwa 9 Tagen zu Fuss dort einzutreffen. Weiter plante Jean Jaques, von dort weg mit einem Schiff nach Venedig zu gelangen, um noch am Auffahrtstag dem Fest, «wo der Doge sich mit dem Meer vermählen wird», beizuwohnen.

Noch verblieben dem Zürcher ein paar Wochen bis zur Abreise, während dieser Zeit trafen bei dem Solothurner Traiteur neue Gäste ein, die sich mit ihm anfreundeten.

Eines Tages befand sich Jean Jaques in einer angeregten Konversation mit dem Conte Bologna, einem der neuen Gäste, und einem Pater, der aber schon seit einiger Zeit hier lebte, als sich ein weiterer geistlicher Herr meldete. Der Solothurner führte ihn an den Tisch der drei; dabei sahen diese, dass der neue Gast beim Gehen hinkte. Etwas beschämt setzte dieser sich neben den Pater Rocca.

Rocca war der Nachfolger des Jesuiten Pepe, doch selbst schon ein bejahrter Mann. Sein gutes Verhältnis zum König war bekannt, und er war einer von seinen Günstlingen, wie Koller erfahren hatte. Jedermann hier fühlte sich geehrt, ihn zu kennen. Er galt als «heiliger Mann» und wurde unentgeltlich bedient, selbst mit Kaleschen kutschierte dieser umher, ohne je dafür zu bezahlen.

«Vor einem Jahr», sagte Rocca, «während der grossen Dürrezeit habe ich ein besonderes Bittschreiben an GOTT verfasst, um zu erreichen, dass ein erlösender Regen komme. Das Schreiben liess ich in allen Kirchen von Neapel, wo ich damals tätig war, auf den Altären auflegen. Mensch und Tier litten schrecklich unter der extremen Situation, alle Bäche und Brunnen waren über Monate hinweg trocken, doch zum gu-

ten Glück nahm GOTT meine unterthänige Bitte an, denn zwei Tage später setzte der langersehnte Regen ein».

Conte Bologna unterbrach den «heiligen Mann» und fragte:

«Waren sie nicht auch der Initiant für eine hellere Beleuchtung in Neapel?» «Ja», bestätigte Rocca, «ich hatte damals die Idee, hunderte von Madonnenlichtern aufzustellen. Man erreichte damit eine bessere Illuminierung der Stadt und somit auch eine Reduzierung von Ueberfällen durch Gesindel.»

Dann meldete sich der scheue hinkende Abbé zum Wort, der auch aus seinem Leben erzählte:

«Ich stamme aus Frankreich, genau genommen aus der Auvergne, einer gebirgigen Landschaft.

Mein Vater, ein reicher Viehbesitzer, liess mich zu Paris studieren, und ich habe darauf den geistlichen Stand angenommen».

Koller vermerkt in seinen Aufzeichnungen, dass der Abbé wie ein Abt angezogen war, mit aufgewickelten, kohlschwarzen Haaren und aufgeworfenen Lippen.

Der Abbé erzählte weiter:

«In Luzern erhielt ich ein gutes Benefizium, das mir reichlich zu Leben gab, dadurch hatte ich auch die Möglichkeit nach Rom zu reisen».

Er kam dann auf seine Behinderung zu sprechen, verursacht durch einen Ueberfall zwischen Florenz und Rom, nicht weit von Viterbo. «Dort hatten mich plötzlich drei Spitzbuben aus meiner Kalesche gezogen, wo ich übernächtigen wollte. Die Räuber schlugen mich so brutal, dass ich das Bewusstsein verlor. Die fatalen Folgen sehen sie hier, ein gebrochenes Bein mit einem bleibenden Nachteil», bei diesen Worten zeigte er auf sein lädiertes linkes Bein.

Bevor er weiter erzählte, griff er zum Glas und nahm einen Schluck Wein, dann wischte er den Mund mit seinem weissen Spitzen-Taschentuch ab, blickte in die fragende Runde und begann von sich aus den Fall näher zu erläutern:

«Das Ganze geschah an einem sehr frühen Morgen, aber erst meine Retter klärten mich auf die näheren Vorgänge auf, so erfuhr ich, dass mein Kutscher mit im Bunde war und die Beute mit seinen Kumpanen theilte. Es war aufgefallen, dass er allein zurück kam und dort wunderte man sich, wo ich geblieben wäre. Der Kutscher beantwortete die Fragen nur zögernd, sodass die Leute den Fuhrmann zum Gouverneur brachten. Einem der Anwesenden fiel auf, dass der Vorgeladene in meinen

Schuhen steckte. Da befahl der Gouverneur: Schuhe ausziehen! worauf dieser unwillig die Stiefel auszog. Zur Ueberraschung aller kam meine goldene Uhr sowie ein Theil meines Geldes zum Vorschein. Jetzt blieb dem Spitzbub nur noch eines, nämlich zu gestehen, und er bekannte seine Tat und bezeichnete den Tatort, Zeitpunkt etc. Der Fuhrmann gestand weiter, dass sie annahmen, ich wäre tot, und sie hätten mich in einen Graben gelegt und mit einer dünnen Schicht Erde zugedeckt. Augenblicklich liess der Gouverneur seine Leute an den angegebenen Ort schicken. Zu meinem Glück holten mich die Helfer lebend hervor».

«Wie lange hatten sie dort gelegen?» fragte der Conte Bologna. «10 Stunden musste ich etwa so gelegen haben», antwortete der junge Abbé und weiter: «der geständige Fuhrmann wurde zu einer längeren Kerkerstrafe verurteilt, während die anderen Ganoven das Weite suchten und nun irgendwo in der Toscana herum vagieren».

Der Geistliche wirkte etwas ermüdet, nur seine dunklen, lebhaften Augen zeugten von einer inneren Erregung.

Es folgte eine merkwürdige Stille, nur Pater Rocca murmelte ein paar Worte des Mitleids.

Es war dann der Conte Bologna, der die Herrenrunde aufzuheitern verstand, mit einigen lustigen Müsterchen aus seinem Leben.

Jean Jaques aber erlebte die Geschichten noch einmal in einem Traum, wo ihm der «heilige Mann» und der hinkende Abbé abwechselnd in komischen Situationen vorkamen.

Rückkehr

J.J. Koller trat Anfang Mai die Rückreise an, sein Patent der römischen Rechte hatte er unterdessen erhalten.

Auf seinem Fussmarsch musste Jean Jaques die ganze Breite von Italien «durchmessen», um nach Ancona zu gelangen. Der Weg führte durch das alte Sabiner- und Umbrierland, sowie die «March» von Ancona. Die Stadt betrat er am 14. Mai 1780, für diese Strecke benötigte der Zürcher acht Tage. Nun hoffte er, sobald wie möglich Venedig zu erreichen, um ja nicht das Dogenfest zu verpassen.

Nach einer dreitägigen, stürmischen Seefahrt kam er nach Venedig. Der heftige Wind verursachte solches Wiegen über die Wellen hin, dass es fast allen Reisenden übel wurde, auch Koller blieb nicht verschont:

«Doch hab ichs überstanden und mich hernach herrlich ergetzt an dem unendlichen Meer und der über diese Fläche auf und niedersteigenden Sonne und Mond...»

Nach diesen 100 italienischen Meilen Seefahrt betrat der Zürcher die «Wunderstadt». Hier kam es ihm so vor, als wäre er nur noch wenige Meilen von seiner Lisette entfernt und war übergelukkig, sie bald fest umarmen zu können.

Sein erster Gang durch die Stadt galt der Post und holte «zwey zärtliche gute Briefe von meinem Papa» ab.

Er war aber doch etwas enttäuscht, denn er glaubte auch einen Brief von seiner Braut zu erhalten.

Er wusste zur Zeit noch nicht, ob er durch das Graubündische und Appenzellische nach Heiden, wo sich die beiden Verlobten immer wieder trafen, oder direkt nach Zürich reisen sollte, auf jeden Fall wünschte er, seine Liebste «auf dem Land und freyem Himmel» nach über zwei Jahren der Trennung sehen und umarmen zu dürfen. In seinem Tagebuch steht dazu der Vermerk:

«Mich schmerzt einzig, dass ich nicht verdienstvoller und würdiger zurück kommen kann».

Wegen der schlechten Witterung wurde zum Leidwesen Kollers das Dogenfest verschoben, er aber konnte nicht warten und musste weiter.

Durch einen französischen Kavalier erfuhr Jean Jaques, dass sein grosser Koffer zu seiner Verfügung bereit stehe.

So musste er jetzt nur noch eine Chaise bestellen. Die Leute hier in Venedig rieten dem Zürcher noch, die normale Strasse nach Bergamo zu meiden, weil der Weg von Räubern und Mördern heimgesucht werde, man sei deshalb sehr beunruhigt.

Aber vorerst ging die Reise bis nach Padua, wo es ihm so gut gefiel, dass er länger verblieb als vorgesehen. In dieser Zeit besichtigte Jean Jaques einen Pferdelauf und die Opera. Hier traf er auch wieder ganz zufällig den jungen Sablez, der mit einigen französischen Freunden nach Lausanne zurückkehren wollte. So verrann die Zeit mit Ausflügen, gemeinsamen Essen, Theater etc.

Unterdessen war es Mitte Juli geworden, seiner Braut hatte er von seiner Rückreise wohl geschrieben, aber ein genaues Datum wusste Jean Jaques noch nicht.

Der Tag war trüb und regnerisch, als er die Kalesche bestieg. Sein Reisekamerad war ein gewisser Signor Fassetti, der aus Lugano stammte.

Koller hatte auf der ganzen Fahrt nur noch einen einzigen Gedanken: «wo mag sie jetzt wol seyn?» Zwischendurch holte der Sehnsüchtige das gut verpackte Portraitbild seiner Braut hervor und blickte immer wieder auf das Konterfei und übersähte es mit innigen Küssen.

Ab Bergamo begann der letzte Abschnitt, immer näher der Heimat zu. Auf der Reise war er so mit Gedanken beschäftigt, dass er nicht einmal bemerkte, wie nah er an seinem Ziel war.

«Zürich, unten am Bürgli, den 23. July 1780,

Meine Theuerste, in dem Haus des Ueberbringers schreib ich Dir. Ein wunderlicher Zufall hat mich gehindert, von meiner Ankunft Nachricht zu geben. Ich erwarte dich mit grosser Sehnsucht – alle umliegenden Orte sind voll von Leuten – ich geh auf die Allmend, dort wirst Du mich finden – dort komm. Kommst Du nicht bis 8 Uhr, gehe ich bey Mamas Haus vorbey, um die Antwort zu wissen – und dann zu Dir – oh! dass Dich der Brief antreffe».

Er musste nicht solange warten, Lisette bekam die freudige Nachricht noch zur rechten Zeit.

Sie war ganz ausser sich und erregt, rasch zog sie das schwarze Lieblingskleid von Jean Jaques über und liess eine Kutsche besorgen. Es verging keine halbe Stunde, da hielt unten am Haus «z. Reigel» an der kleinen Brunngasse die bestellte Kutsche. Lisette sagte ihren Eltern rasch Bescheid, dann eilte sie die Treppe hinab und sagte dem Kutscher auf dem Bock: «Auf die Allmend bitte». Lisette konnte es auch kaum erwarten, ihren Geliebten nach so einer langen Trennung umarmen und lieb-kosen zu können.

Schon aus einer gewissen Distanz konnte sie auf der Allmend ihren Jean Jaques erkennen. Mitten auf der Wiese liess sie den Wagen anhalten, stieg ab und eilte mit pochendem Herz dem Waldrand zu, wo der Geliebte stand.

Beide versanken in fester Umarmung und Freudentränen...

